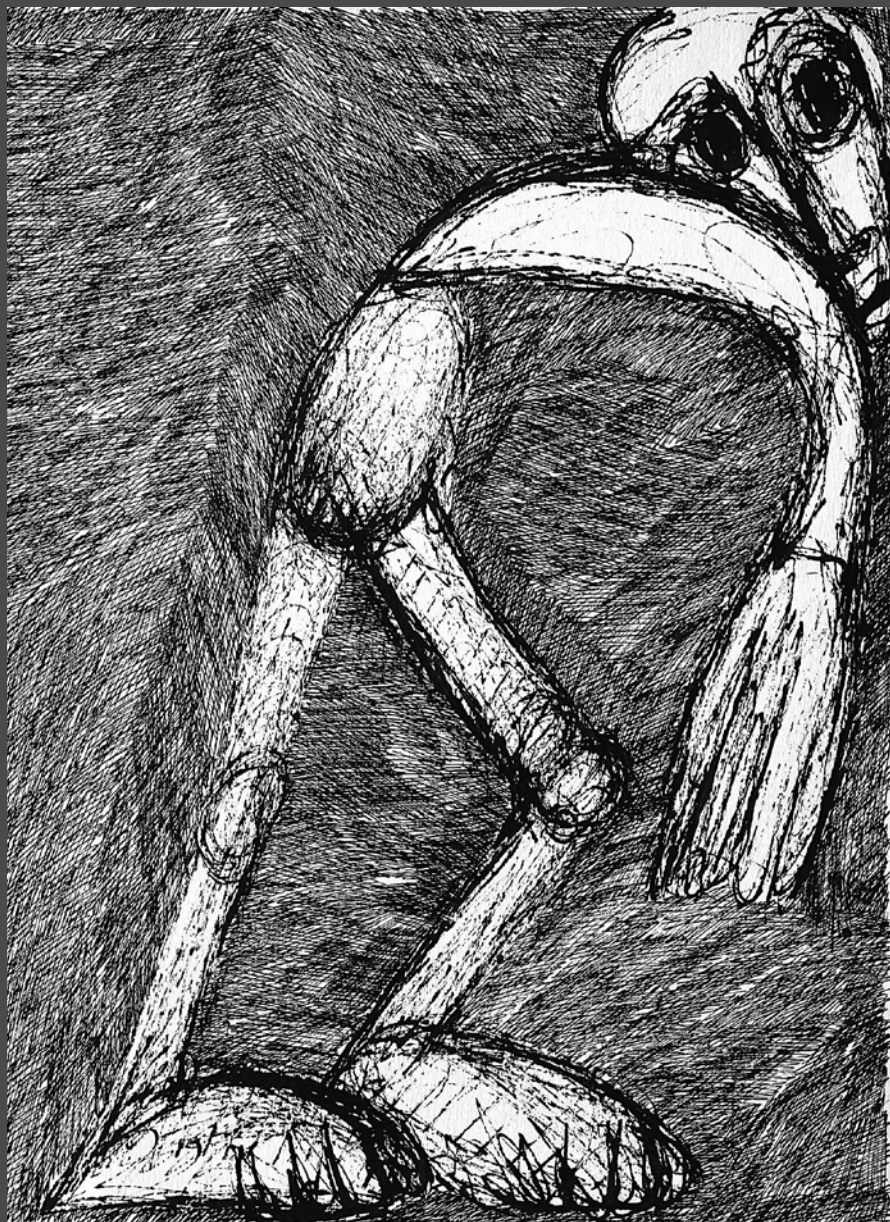


Rosemarie Koczý
Projektionen einer Identität



IMPRESSUM

Herausgeber: Stadt Recklinghausen

Verantwortlich für den Inhalt:
Matthias Kordes, Georg Möllers, Hans-Jürgen Schwalm

Satz und Gestaltung:
Unica Design, Werner Guhe

Druck: Schützdruck GmbH, Recklinghausen

Recklinghausen 2018

Auflage: 500

Titelbild: Rosemarie Koczý, 11.8.1997, Tusche auf Papier, 35,6 x 27,1 cm



Ruhrfestspielstadt
RECKLINGHAUSEN

Rosemarie Koczÿ
**Projektionen einer
Identität**

INHALT

Rosemarie Koczÿ

Eine Ausstellung in der Kunsthalle Recklinghausen

von *Hans-Jürgen Schwalm*

S. 6 – 11

Rosemarie Koczÿ

Eine historische Annäherung

von *Georg Möllers*

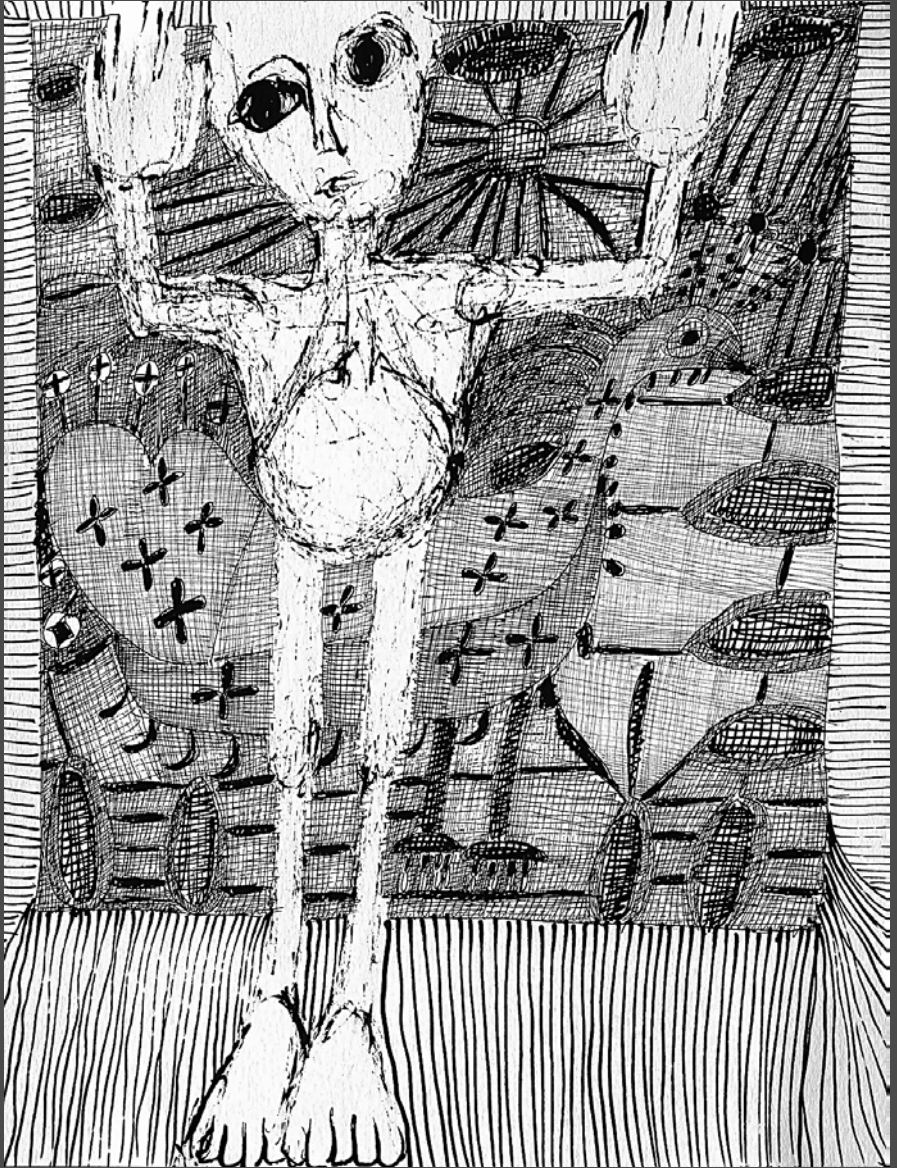
S. 12 – 49

Rosemarie Koczÿ als erinnerungsverfälschende „Zeitzeugin“

Wege und Grenzen einer fingierten jüdischen Identität

von *Matthias Kordes*

S. 50 – 76



Rosemarie Koczÿ, April 2006, Tusche auf Papier, 35,6 x 27,4 cm

Rosemarie Koczÿ

Eine Ausstellung in der Kunsthalle Recklinghausen

von Hans-Jürgen Schwalm

Von Ende August bis Mitte November 2017 zeigte die Kunsthalle Recklinghausen mehr als hundert Werke von Rosemarie Inge Koczÿ. Im Zentrum der Ausstellung standen Tuschzeichnungen aus dem fast drei Jahrzehnte und zuletzt mehrere Tausend Blätter umfassenden Zyklus „Ich webe Euch ein Leichentuch“, mit dem Koczÿ an die Opfer der Shoah gemahnt; darüber hinaus Gemälde und Skulpturen, die allesamt als großzügige Schenkung aus dem Vermächtnis der Künstlerin in die Sammlung der Kunsthalle Recklinghausen gelangten.

Rosemarie Koczÿ wird am 5. März 1939 in Recklinghausen geboren. Wie sie in ihrer mehr als tausend Seiten umfassenden Autobiographie detailreich schildert, wird das aus einer jüdischen Familie stammende Mädchen Rosemarie 1942, im Alter von nur drei Jahren zunächst nach Traunstein, in ein Außenlager des KZ Dachau und bald darauf nach Saarbrücken-Ottenhausen, in ein Außenlager des KZ Natzweiler-Struthof deportiert. Wie sie schreibt, überlebt sie durch die Hilfe von Mitgefangenen, verbleibt aber trotz Kriegsende und Befreiung noch bis 1951 in einem Lager für „Displaced Persons“. Als ihre Großeltern sie ausfindig machen, kehrt sie noch einmal nach Recklinghausen zurück, wächst aber schließlich bei verschiedenen Pflegeeltern und in einem katholischen Waisenhaus nahe Münster auf, da ihre durch Krieg und Verfolgung traumatisierte Mutter, die 1955 verstirbt, mit der Erziehung des Kindes überfordert ist. Den kritischen Fragen, die während der Laufzeit der Ausstellung zu diesem Teil der Biografie immer wieder gestellt wurden, widmen sich die Texte von Georg Möllers und Matthias Kordes.

1959 geht sie auf Anraten ihres Großvaters in die Schweiz und bewirbt sich zwei Jahre später erfolgreich an der *École des Arts Décoratifs* in Genf. Nach Abschluss ihres Studiums (mit Auszeichnung) entwirft sie vor allem Tapisserien und es entstehen mehr als siebzig, teilweise großformatige Gobelins, zunächst klassisch flach gewebt, später materialhaft aufgeworfen und plastisch gestaltet. Ihre textilen Reliefs wuchern schließlich in den Raum und verarbeiten dabei die unterschiedlichsten, selbst metallische Materialien. Zwei Einzelausstellungen in Genf machen Schweizer Sammler auf sie aufmerksam. 1972 lernt sie auf einer Italienreise Peggy Guggenheim kennen, die



Bürgermeister Christoph Tesche zur Ausstellungseröffnung, August 2017;

Fotos: Luitgard Nolte



eine Tapiserie für ihren Venezianischen Palazzo Venier dei Leoni, die heutige *Peggy Guggenheim Collection*, in Auftrag gibt, sie vor allem aber mit ihrem späteren Mentor Thomas M. Messer, dem Direktor des *Solomon R. Guggenheim Museum* in New York, bekannt macht. Er wird ihr 1986 eine Ausstellung widmen. Beide ermutigen Rosemarie Koczÿ, nach New York zu ziehen, um im damaligen „Hotspot“ der Kunstszene ihre künstlerische Arbeit weiterzuentwickeln.

In Tuschezeichnungen setzt sie sich seit Anfang der 1970er Jahre mit den Leiden und dem tausendfachen Tod der Bürgerkriege Mittelamerikas und mit dem Vietnamkrieg auseinander. Mitte des Jahrzehnts rückt schließlich der Holocaust ins Zentrum ihres künstlerischen Schaffens. Bis zu ihrem Tod entstehen mehr als 12.000 Zeichnungen, mit denen Rosemarie Koczÿ der Opfer der Shoah gedenkt – erstaunlicherweise ohne dabei ein Ich-Narrativ zu entwickeln – und die sie rückseitig stets mit demselben Text versieht: „Ich webe Euch ein Leichentuch.“ So zollt sie den Toten Respekt: „Das Leichentuch ist das Strichgewebe, das jede meiner Gestalten umgibt, um sie in Würde zu beerdigen.“ Der gestischen Intensität vieler Zeichnungen stehen Blätter von einer geradezu immateriellen Flüchtigkeit und Transparenz der Linie gegenüber: Ein „seidener Faden“, an dem das Leben hängt und doch stark genug, Glaube und Hoffnung nicht sterben zu lassen. Die Hinwendung zum Holocaust hat Koczÿs bildnerisches Werk zwar entscheidend fokussiert, seinen malerischen und zeichnerischen Ausdruck aber nur peripher beeinflusst.

1984 heiratet sie in zweiter Ehe den amerikanischen Komponisten Louis Pelosi, den sie als Stipendiatin der MacDowell-Künstlerkolonie kennenlernt und zieht mit ihm noch im selben Jahr nach Croton-on-Hudson nahe New York. Hier laden beide regelmäßig zu Kunst- und Musikveranstaltungen ein, fördern vor allem aber junge Künstlerinnen und Künstler. Als Rosemarie Koczÿ im Dezember 2007 stirbt, hinterlässt sie ein ebenso umfangreiches wie eindringliches Œuvre, das überzeugend die Möglichkeiten der bildenden Kunst im „Angebot der Shoah“ begreifen lässt. Ihre Gemälde, Zeichnungen und Reliefs sind zutiefst menschlich, mitfühlend und mitleidend, sei es mit den Opfern der zahlreichen Kriege nach 1945 oder dem Massensterben in der Tötungsmaschinerie des Holocaust. Die Ausstellung der Kunsthalle Recklinghausen stellte eine weitgehend unbekannte, aber berührende Künstlerin vor, die ein höchst originäres Werk schuf, das sie zudem konsequent weiterentwickelte. Ihre Arbeiten sind eine künstlerisch überzeugende Stellungnahme zu den dunkelsten Kapiteln der jüngeren Menschheitsgeschichte und den großen Tragödien des 20. Jahrhunderts, unter denen der Holocaust beispiellos ist.

Rosemarie Koczÿs Werke wurden in zahlreichen Ausstellungen in Deutschland, der Schweiz, den USA, Japan und Israel gezeigt. Sie sind u. a. in der Sammlung des Solo-

mon R. Guggenheim Museum, New York vertreten, in der *Peggy Guggenheim Collection*, Venedig oder in der *Collection de l'Art Brut*, Lausanne. Aber auch die Gedenkstätten Buchenwald und Yad Vashem, Jerusalem sowie das *Kupferberg Holocaust Resource Center*, in New York besitzen wichtige Arbeiten der Künstlerin.

Die Kunsthalle Recklinghausen versteht die großzügige Schenkung aus dem von Louis Pelosi betreuten Nachlass der Künstlerin als Aufforderung, ihr Erbe zu bewahren und die Erinnerung an die Opfer des Holocaust wachzuhalten.

Als Rosemarie Koczy nach mehreren Handoperationen nicht mehr mit textilen Materialien arbeiten und an den Webstuhl zurückkehren kann, übersetzt sie ihre Kenntnisse der Webtechnik und auch die Variationsbreite ihrer Textilkunst in die Zeichnung. So wird der Faden zur Linie und diese dominiert den grafischen Ausdruck fast aller Papierarbeiten. In ihnen ist die Linie der zeichnenden Hand immer authentisch und in ihrem Duktus existentiell zugespitzt. Wie sie den Faden in ihren gewebten Objekten individuiert und ihn lebendig werden lässt so auch die Linie in der Zeichnung. Ob als kraftvoll geballter Wirbel oder nervöser, filigraner Strich, ob als lichte Textur oder dichte Vernetzung des Bildgrundes: Genauso wie der Faden in das Geviert des Webstuhls ist der Bewegungslauf jeder Zeichnung stets in die Koordinaten des Bildfeldes verspannt und so rhythmisch diszipliniert, ist er Ausdruck eines präzisen bildnerischen Bewusstseins.

Vergleichbar dem textilen Arbeiten, seien es Nähen, Weben oder Spinnen, spricht man auch dem Medium der Zeichnung etwas Elementares, beinahe Archaisches zu und sieht in ihr ein Konstituens der menschlichen Existenz von Beginn an. Noch heute gilt sie als die unmittelbarste Entäußerung einer Idee, als der spontanste Ausdruck künstlerischer Subjektivität und Imagination. Die Zeichnung hat allerdings viele Gesichter und pendelt zwischen linearem Selbstaussdruck, d. h. dem eigendynamischen Spiel gestischer Unmittelbarkeit und einer harten, minutiösen Gegenstandsbeschreibung, um in dieser Spannbreite gleichsam auszuloten, was der Zug einer Feder, eines Pinsels oder Stiftes über ein Blatt Papier darzustellen vermag. Zeichnen ist immer auch Zeichen setzen, und Rosemarie Koczy hat genau diesen Aspekt des Mediums mit nicht nachlassender Konsequenz aufgegriffen und sinnbildlich komprimiert. Denn erst als bildhaft verdichtete Idee verwandelt sich ein beliebig gesetzter Strich oder eine beiläufige Kritzelei in eine Linie, in ein Zeichen und entsteht eine Zeichnung, die dann tatsächlich, wie es der Philologe Karl Kerényi einmal formulierte, einem Gedanken gleicht.

„Eine Hand, die sich durch [...] besessenen Eifer ihre Unabhängigkeit von der Denkordnung erobert hat,“ schreibt Thomas M. Messer über Rosemarie Koczy, „zeichnet

und malt, kritzelt, schraffiert, betont, lässt aus, verdichtet und verdünnt, verdunkelt und hellt auf, um grafische Enthüllungen des menschlichen Seins zu schaffen, die Verzweiflung und Abhängigkeit genauso wie [seine] unantastbare Würde widerspiegeln.“ In klassischem Sinne reizt Rosemarie Koczÿ alle Möglichkeiten des Mediums Zeichnung aus – ein grafisches Kalkül, das in allen Facetten eine konkrete Bildausgabe, d. h. inhaltliche Setzung und das alles beherrschende, immer wieder neu und anders deklinierte Thema verfolgt: „Ich webe Euch ein Leichentuch“. So ist ihre Linienführung offen und höchst präzise zugleich, behauptet einerseits ihre grafische Autonomie und lädt sich andererseits in ihrem thematischen Bezug inhaltlich auf. Als der schöpferische Reflex eines inneren Erlebens verraten die Zeichnungen die konzentrierte Bewusstheit aber auch die Anspannung des Arbeitsprozesses und lassen als Serie das fast panische Getriebensein der Künstlerin nachvollziehen, die quälenden Nachtgesichte, die sie ein Leben lang verfolgen.

So spiegelt sich im Lineament jedes Blattes immer auch eine abgründige, leiderfüllte Welterfahrung und -orientierung wider, die ihr künstlerisches Tun bis zuletzt beherrscht. Gegen ihre psychische Labilität, gegen Angst und Verzweiflung arbeitet sie sich mit dem Zeichenstift, mit Pinsel und Farbe an: Malerei und Zeichnung werden zu einem Ventil, den psychischen Druck zu mildern und ihre posttraumatischen inneren Bildern zu bannen. Allein vor dieser Folie stimmt man dem Schweizer Kunsthistoriker Michel Thévoz und Alfred Licht, dem langjährigen Direktor der Peggy Guggenheim Collection zu, die Rosemarie Koczÿ zu den Vertretern der *Art Brut* zählen, auch wenn Licht den „moralischen Aspekt“ ihrer künstlerischen Arbeit als Unterscheidungskriterium ausdrücklich betont: „Man hat den Eindruck, dass die Künstlerin die Anfertigung ihrer Zeichnungen als eine Pflicht versteht, und Pflicht kann ohne ein Gefühl der moralischen Verantwortung nicht existieren.“

Rosemarie Koczÿ arbeitet mit einem eng begrenzten figürlichen Kanon aber auch einem unerschöpflichen Repertoire grafischer Zeichen, die nie sentimental verflachen, sondern von Empathie und Mitgefühl durchlebt sind und in denen Bewusstes und Unbewusstes, subjektives Empfinden und kollektiv ererbte Geschichte verschmelzen. Im Grunde verweigern sich ihre Zeichnungen und Malereien der anekdotischen Auslegung und verwandeln sich in ein – wenn man so will – abstraktes Narrativ. Etwa wenn die Figuren auf dem Bildgrund schweben, der so verräumlicht, eine gleichsam immaterielle Aura schafft und keine reale Verortung zulässt. Die Fläche transzendiert und gibt jenes Etwas zu erkennen, das Jean-Paul Sartre einmal „Weltjenseitigkeit“ nannte.

So wie die Linie in den Zeichnungen Rosemarie Koczÿs den schmalen Grat zwischen Formung und Form markiert, bewegen sich die gezeichneten Figuren – umso spür-

barer, wenn man um das Thema der Blätter weiß – auf der Grenze zwischen Sein und Nichtsein, Leben und Tod. Die Nähe des Todes ist in jeder Zeichnung greifbar, auch wenn er nicht dargestellt wird und niemand stirbt: Im Duktus der Linie rückt er den gezeichneten Menschen sprichwörtlich auf den Leib, ergreift von ihnen Besitz, ohne sie allerdings zu zerstören oder ihnen ihre Würde, ihr Menschsein zu nehmen. Wenn sich die Linie als dünnläufiger Strich geradezu verflüchtigt oder im vielfachen Ansetzen des Zeichenstifts zerfranst, ist sie nicht länger umschließende, begrenzende Kontur, sondern changiert zwischen Bezeichnen und Löschen, Sein und Vergehen, also – um es noch einmal zu sagen – zwischen Leben und Tod. In der Transparenz und immateriellen Flüchtigkeit des Lineaments, das immer wieder vom weichen Grund des Zeichenpapiers aufgesogen zu werden scheint, spiegelt sich das langsame Verlöschen der dargestellten Figuren, ein Sichtbarwerden als bloße Erscheinung und nur noch ein Schatten ihrer selbst.

Der Tod bekommt mit jeder gezeichneten Figur, meist einzeln oder zu zweit und nur selten als Gruppe ins Bild gesetzt, ein Gesicht – und erscheint plötzlich seltsam vertraut. Der Tod in den Zeichnungen Rosemarie Koczys ist still: In seinem Schweigen erscheinen die Figuren wie entrückt und sinnbildhaft überhöht. Ihre Körper, mal zusammengekauert oder spindeldünn überdehnt, dann um sich selbst gewunden und wild verrenkt, verwandeln sich in Bildzeichen, die sich mit beredtem Ausdruck und großer formaler Prägnanz gegen das anonyme, namenlose Sterben in der Shoah stemmen.

Zwischen Schwarz und Weiß, polar einander entgegengesetzt und dennoch aufeinander bezogen, pendelt das Leben in einem ewigen Kreislauf hin und her. In Schwarz und Weiß haben sich seit jeher die Weltbilder menschlichen Denkens und Glaubens eingeschrieben, die Vorstellungen von gut und böse, Himmel und Hölle, von Leben, Sterben und Tod. Viel Schwarz und nur wenig Weiß nimmt Rosemarie Koczÿ, um künstlerisch Stellung zu beziehen und ihre Sicht auf die Welt einzufärben.



Symposium über Rosemarie Koczÿ in der Städtischen Kunsthalle Recklinghausen, November 2017;

Foto: Luitgard Nolte

Rosemarie Koczÿ

Eine historische Annäherung

von Georg Möllers

Das Symposium „Projektionen einer Identität – Rosemarie Koczÿ“ ist in vielerlei Hinsicht sehr speziell und ungewöhnlich. Es war von allen Beteiligten ursprünglich auch nicht im Rahmen der Ausstellung der Werke der verstorbenen Künstlerin in der Kunsthalle Recklinghausen geplant.¹ Wir wollen, ja wir müssen uns der verstorbenen Künstlerin und Stifterin der Gemälde in dieser Ausstellung aus verschiedenen Perspektiven her annähern.

Historische Anfrage im Rahmen der Gedenkkultur

Mein Forschungsbeitrag ist ein historisch-biographiegeschichtlicher. Er ist – wie Geschichtsschreibung immer – seinerseits perspektivisch und nicht absichtslos: Bereits bei der Eröffnung am 27. August 2017 hat Bürgermeister Christoph Tesche die Ausstellung eingeordnet in die Recklinghäuser Gedenkkultur.² Diese Gedenkkultur ist über Jahrzehnte gewachsen und wird von der Stadtgesellschaft und vielen Initiativen getragen. Ihr Ziel ist es, sich nicht nur der kulturellen oder nationalen Höhepunkte unserer Geschichte zuzuwenden, sondern bewusst in den schrecklichen Abgrund der nationalsozialistischen Barbarei zu schauen. Dies gilt insbesondere für den systematischen und logistisch durchorganisierten Holocaust an unseren jüdischen Mitbürgerinnen und Mitbürgern und den Juden Europas.

- > Wir tun dies zunächst im Respekt vor den Menschen, die hier gelebt, gearbeitet und die Stadt geprägt haben, ehe sie deportiert, gequält und ermordet wurden. Noch die Toten wurden geschändet, verbrannt und ihre Asche verstreut; ihre Gräber sind unbekannt.
- > Wir wollen ihnen ihre Menschenwürde zurückgeben, sie als Personen wertschätzen. Und deshalb sind wir auf Spurensuche nach konkreten Biographien, nach Dokumenten, nach Fotos, um aus der unvorstellbaren Menge an Opfern Gesichter erstehen zu lassen.
- > Und diese Erinnerungsarbeit und die darauf basierende Gedenkkultur soll die nächste Generation warnen und unterstützen:
- > Warnen vor dem Irrtum, dass alles menschenmöglich ist, was Menschen möglich machen können und wollen.
- > Unterstützen in ihrem Engagement für die Prinzipien der Menschenrechte, der Menschenwürde, der Demokratie.

Von dieser Motivation her ergibt sich eine große Übereinstimmung zum Werk der Künstlerin Rosemarie Koczÿ, die dem Gesamt-Oeuvre den Titel gibt *I weave you a shroud*. Ihre Zeichnungen sollten, wie sie selbst formuliert, *eine Bestattung für all jene [sein], die ich sterben sah in den Lagern 1942, 1943, 1944 und 1945 sowie im Lager für Verschleppte bis 1951*.³ Im Vorwort zu ihrer Autobiographie deutet Rabbiner Elchonon⁴ diese Bedeckung mit einem Leichentuch bei einem jüdischen Begräbnis: *This importance of burial as the most elementary expression of the dignity and respect to be accorded every human being is historically and indelibly an integral aspect of the Jewish faith and psyche and is deeply imbedded in our very fabric as a people. I believe Rosemarie Koczÿ recognized and gave expression to this form the very depths of her individual and collective Jewish soul*.

Online-Gedenkbuch „Opfer und Stätten der Herrschaft, der Verfolgung und des Widerstands“

Aus der Recklinghäuser Gedenkkultur sind u. a. der Beitritt der Stadt zum „Riga-Komitee“ der Kommunen hervorgegangen, deren jüdische Bevölkerung 1942 in das Ghetto Riga deportiert und dort ermordet wurden sowie der Aufbau des Recklinghäuser „Online-Gedenkbuchs“. In einer zentralen Abteilung dieses Gedenkbuches „Opfer und Stätten der Herrschaft, Verfolgung, und des Widerstands“ stellen wir konkrete Opferbiographien mit inzwischen 800 Namen vor.⁵

Die Intention bei der Recherche zur Biographie war deshalb die Aufnahme von Rosemarie Inge Koczÿs Lebensweg in das „Opferbuch“, denn die Einladungen zu zahlreichen Ausstellungen in verschiedenen Ländern stellten Rosemarie Koczÿs künstlerisches Oeuvre in einen engen Zusammenhang mit ihren eigenen schrecklichen Erfahrungen im Holocaust: Als Tochter jüdischer Eltern in Recklinghausen geboren, wären sie, ihre Eltern, Großeltern, weitere Familienangehörige und ihre jüngere Schwester selbst zu Opfern von Verfolgung und Deportation geworden. Am

1 Der Beitrag ist eine überarbeitete und erweiterte Fassung des Vortrags in der Kunsthalle Recklinghausen am 8.11.2017. Aufgrund detaillierter Rückfragen der Herren Louis Pelosi und Dr. Emmanuel Yashchin wurde der Umfang der Recherchen ausgedehnt und auf der Basis weiterer Quellenfunde ergänzt und präzisiert.

2 Der im Jahr 2000 gegründete, vom Bürgermeister geleitete „Koordinierungskreis für Toleranz und Zivilcourage“ unter Beteiligung von Gewerkschaften, gesellschaftlichen Gruppen, Kirchengemeinden, Schulen sowie Vertretern von Rat und Verwaltung stimmt jährlich die Veranstaltungen ab.

3 Vgl. die dreisprachigen Ausführungen vom 23.11.1999 in: *I weave you a shroud*, S. 740–742, S. 939–941.

4 Director, National Association of Chevra Kadisha, Chevra Kadisha of the Vaad Harabonim of Queens.

5 www.recklinghausen.de/gedenkbuch.

Das Recklinghäuser Gedenkbuch. Opfer und Stätten der Herrschaft, der Verfolgung und des Widerstandes 1933 bis 1945

Das „Recklinghäuser Gedenkbuch“ spiegelt die Ergebnisse der jahrzehntelangen Auseinandersetzung Recklinghäuser Bürgerinnen und Bürger mit der NS-Terrorherrschaft der Jahre 1933 bis 1945 wider. Es baut auf vielen Stadterkundungen, Ausstellungen, Publikationen und Stadtkarten auf. Im Zentrum stehen dabei Menschen, Bürgerinnen und Bürger, Nachbarn, Geschäftspartner, Repräsentanten des gesellschaftlichen Lebens in der Zeit der Demokratie, die aufgrund des Totalitätsanspruchs der nationalsozialistischen Herrschaft und seiner Ideologie Opfer von Diskriminierung, Diffamierung, beruflicher Benachteiligung hin zu Berufsverbot, Ausgrenzung, Inhaftierung wurden oder als Opfer der NS-Mordmaschinerie den Tod fanden.

Ihr Leben wurde schwer gezeichnet oder sogar ausgelöscht. Darüber hinaus soll nach dem Willen der Täter auch ihre Identität und jede Erinnerung an sie, ihre Familien und ihre Geschichte ausgelöscht werden und somit der Vergessenheit anheimfallen. **Dagegen setzen wir dieses Gedenkbuch der Erinnerung.** Wir erinnern aber auch an Machtstrukturen, manipulative Beeinflussung, psychologische Herrschaftsmittel wie Fehlinformationen, systematische Propaganda bis hin zur brutalen Angsterzeugung, die Herrschaftssysteme stabilisieren können - damals wie heute.

1. Opferbuch - Biographische Daten und Lebensschicksale

In seinem ersten Teil erinnern wir an die Opfer, geben ihnen mit ihren Namen, Schicksalen, Fotos ihre Identität, ihr Gesicht zurück und versuchen, soweit dies aufgrund der Quellenlage möglich ist, ihren Lebensweg darzustellen. Aufgenommen wurden Menschen, die in Recklinghausen geboren wurden, hier arbeiteten oder für die in der Verfolgung Recklinghausen eine besondere Rolle spielte. Gemeinsam ist ihnen, dass das totalitäre und ideologisch ausgerichtete Herrschaftssystem sie persönlich, ihr Denken, Handeln oder ihre bloße Existenz gleichzuschalten, anzupassen oder gar zu ermorden trachtete. Gerade die Vielfalt ihrer Persönlichkeiten, ihrer Überzeugungen und ihrer Schicksale lassen empfinden, was die Missachtung von Menschenwürde und Menschenrechten durch eine totalitäre Gewaltherrschaft für die konkreten Lebenswege bedeutet.

[Zum Opferbuch](#)

◀ Abb. 1: Auszug aus der Startseite des online-Gedenkbuches der Stadt Recklinghausen, bearbeitet von Georg Möllers und Jürgen Pohl. (<https://www.recklinghausen.de/gedenkbuch>)

5. März 1939 geboren, sei sie 1942 (also als Dreijährige) in Konzentrationslager verschleppt, 1945 von Alliierten befreit worden.

Dann habe sie bis 1951 in Lagern für *Displaced Persons* (DP's) gelebt, bis ihre Großeltern Wüsthoff – die Eltern ihrer Mutter – sie ausfindig gemacht hätten und in ihr Haus Hochlarmarkstraße 97 in Recklinghausen aufnahmen. Nach dem Tod der Großmutter kam sie in ein Waisenhaus, wo sie das Nähen lernte und die Aquarellmalerei, ehe sie ihren Weg über die Schweiz in die USA fand. Von den 1970er Jahren an sei der Holocaust – angeregt durch die angeblich eigenen grausamen Erfahrungen – ihr zentrales künstlerisches Thema geworden. Diese Biographie sollte in das „Opferbuch“ aufgenommen werden.

Erste Probleme: Keine Belege in den Listen jüdischer Einwohner

Die eigentlich erwartete schnelle biographische Verifizierung scheiterte: Trotz jahrzehntelanger Forschungen zur Geschichte der jüdischen Gemeinde Recklinghausen und ihrer Familien auf der Basis der inzwischen recherchierten Dokumente waren die Familiennamen Koczÿ und Wüsthoff (mütterlicherseits) nicht bekannt.

- > Sie fanden sich nicht in den Listen „Jüdische Einwohner Recklinghausens“, die in den 1930er Jahren vom Einwohnermeldeamt zur systematischen Erfassung aller 476 jüdischen Einwohner separat angelegt wurde und penibel mit Eintragungen zu Wegzügen bearbeitet worden waren.⁶
- > Sie fanden sich nicht in den Listen von Pfarrer Werner Schneider, des verstorbenen Vorsitzenden der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, der in der Nachkriegszeit über Jahre hinweg diese Listen durch mündliche Aussagen überlebender Gemeindemitglieder in Recklinghausen und emigrierter jüdischer Familien, die die Stadt besuchten, ergänzt hatte.⁷

6 Stadt- und Vestisches Archiv Recklinghausen, Bestand III, Nr. 6520, erstmals veröffentlicht in: Heinz Reuter: Die Juden im Vest Recklinghausen, in: Vestische Zeitschrift 77/78 (1978/79), S. 19–156.

7 Werner Schneider: Jüdische Einwohner Recklinghausens 1816–1945, in: 750 Jahre Stadt Recklinghausen, 1236–1986, hg. v. Werner Burghardt, Recklinghausen 1986, S. 225–252.

- > Sie fanden sich nicht in den Belegungslisten der letzten in Recklinghausen in den fünf Ghettohäusern 1941/42 lebenden Familien⁸ und auch nicht auf den Listen des „Dortmunder Transports“, mit dem die aus Recklinghausen am 24. Januar 1942 verschleppten Juden am 27. Januar 1942 in das Ghetto Riga deportiert wurden.⁹
- > Sie fanden sich nicht in der 138 Namen umfassenden „Nachweisung der Personen, die gemäß der 2. Verordnung vom 17. August 1938 verpflichtet waren, zu ihren bisherigen Vornamen einen weiteren Vornamen anzunehmen.“¹⁰ Nach der Verordnung hatten jüdische Einwohner Zusatznamen anzunehmen, wenn ihr Vorname nicht eindeutig jüdisch klang.

Rekurs auf Rosemarie Koczys Eigenaussagen

Grund genug, sich mit der Quelle der veröffentlichten Biographien, nämlich den Selbstaussagen von Rosemarie Koczý auseinanderzusetzen, um eventuell auf Besonderheiten zu stoßen, die ihr Schicksal und das ihrer Familie deutlicher erkennbar machen und das Fehlen in den Listen erklären könnten. So fand sich ein Interview, welches Rosemarie Koczý der Interviewpartnerin Jeanine Revais in französischer Sprache gab und das im Winter 1998/99 in englischer Übersetzung in der Kunstzeitschrift „RAW VISION“ Nr. 25 erschien, die 1998 von der UNESCO zum besten Kunstmagazin der Welt erklärt worden war.¹¹

Darin heißt es unter anderem: *Wer sind sie?* fragte die Interviewerin. Rosemarie Koczý antwortete: *Man müsste die Deutschen fragen, da sie mich, kaum dass ich geboren war, meines Namens und meiner Familie beraubten. Ich wurde 1939 geboren, in Deutschland, in der Nähe von Recklinghausen. Meine Eltern haben 1938 geheiratet, aber sie haben sich 1943 durch das Rasse-Gericht scheiden lassen. 1942 sind wir alle in das Lager Traunstein, in der Nähe von Dachau, deportiert worden. Dort sei sie ca. ein Jahr mit den Eltern geblieben. Dann wurde mein Vater in die Uniform gezwungen. Er hatte falsche Papiere, ursprünglich ungarisch, hieß er Koczý, aber er trug den Namen seiner Mutter, Horstmann¹², welcher ein Deckname war. [...]. Im Konzentrationslager hat man mich zunächst bei meiner Mutter gelassen: Transportiert in einem Viehwaggon bis zum Lager Ottenhausen.*

1945 seien sie durch Engländer und ein Regiment schwarzer Amerikaner befreit worden.¹³ Auch ihre Großeltern Wüsthoff seien 1945 aus dem Lager zurückgekommen:

Vor dem Krieg waren sie Juweliere, aber ihr Haus war bereits ausgeraubt worden, ihr Geschäft verwüstet und der Schmuck war 1938 in der „Kristallnacht“ von Deutschen gestohlen worden.

Auf Befragen setzte sie im Interview die Farbgebung ihrer Exponate in einen unmittelbaren Kontext zu Erlebnissen ihrer Biographie: Das Weiß erinnere an die gekälkten Skelette der von deutschen Wachen Erschossenen und der „Stuckas“, die im Sturzflug auf sie niedergingen. Das Rot erinnere daran, dass sie unter der Masse der Toten ihre noch lebende Schwester fand.

Seit 2009 liegt eine ca. 1.100 Seiten umfassende Komposition autobiographischer Texte vor. Die hier durch ihren zweite Ehemann Louis Pelosi in Kapitel geordneten Beiträge entstanden zu unterschiedlichen Zeiten hauptsächlich in den 1990er Jahren bis 2007 in einem Briefwechsel von Rosemarie Koczÿ mit dem französischen Ehepaar Blanche-Marie und Alain Arnèdro. Diese hatten sie in der Künstlerzeitschrift *L'Amateur* publiziert und ihr deren Ausgaben zugeschickt.¹⁴ Pelosi übersetzte sie in die englische Sprache und gab die handschriftliche Sammlung 2007 unter dem von Rosemarie Koczÿ gewählten künstlerischen Motto *I weave you a shroud* heraus.¹⁵

In der Einführung durch Barbara E. Rotman heißt es: *Rosemarie Inge Koczÿ was born in Recklinghausen, Germany on March 5th 1939, when the German Jewish population was feeling the effects of the discriminatory Nuremberg Laws. She was the daughter of Martha Wusthoff, a German Jew and Karl Koczÿ, a Hungarian Jew. Like most of the German*

- 8 Stadt- und Vestisches Archiv Recklinghausen, Bestand III, Nr. 6519; vgl. die Darstellung ihres Schicksals: Georg Möllers/Jürgen Pohl, Abgemeldet nach „unbekannt“ 1942. Die Deportation der Juden aus dem Vest Recklinghausen nach Riga, hg. v. der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit Recklinghausen e.V., Essen, 2. Aufl. 2017.
- 9 Abgedruckt in: Buch der Erinnerung. Die ins Baltikum deportierten deutschen, österreichischen und tschechischen Juden, bearb. v. Wolfgang Scheffler / Diana Schulle, hg. v. „Volksbund Deutscher Kriegsgräberfürsorge e. V.“ und dem „Riga-Komitee der deutschen Städte“ gemeinsam mit der Stiftung „Neue Synagoge Berlin – Centrum Judaicum“ und der Gedenkstätte „Haus der Wannsee-Konferenz“, Bd. 1-2, München 2003, Bd. 2, S. 837-860.
- 10 Stadt- und Vestisches Archiv Recklinghausen, Bestand III, Nr. 4409.
- 11 Französische Vorlage: <http://jeaninerivais.fr/PAGES/koczÿ.htm>, Zugriff am 24.8.2017. Ich danke Mechthild Pötter für die Übersetzung.
- 12 Ein Schreiben des Suchdienstes des Roten Kreuzes vom 30.5.1995, abgedruckt in: *I weave you a shroud*, S. 326 als Antwort auf den von ihr dorthin gesandten Fragebogen, trägt den Betreff „Ihr Vater, Herr Karl Koczÿ (Tarnname. HORSTMANN)“. Rosemarie Koczÿ fügt handschriftlich hinzu *Ich wusste nicht davon!!!*. Auf Rückfrage des Verfassers teilte der International Tracing Service (ITS) am 10.10.2017 mit, dass es dazu keine Belegunterlagen geben. Vielmehr habe der damaligen Archivvertreter lediglich die Angabe von Rosemarie Koczÿ in einem Fragebogen aus dem Jahr 1995 in seinem Antwortschreiben übernommen.
- 13 In ihrer Autobiografie *I weave you a shroud*, S. 48, heißt es: *The allies came to win the war but not to liberate the camps! Thus the concentration camps were transformed into displacement camps.*
- 14 Vgl. den Beitrag des Ehepaars *Our Rosemarie* in: *I weave you a shroud*, Bd. 1, S. o-x mit der Auflistung der 85 Beiträge im Zeitraum von Februar 1996 bis Juli 2007.
- 15 Rosemarie Koczÿ, *I weave you a shroud*, Bd.1-3; QCC Art Gallery, The City University of New York, 2009 (ISBN 0-9764756-2-6). Die handschriftliche Widmung lautet: *I weave you a shroud – Je vous tisse un lincaul – Ich webe euch ein Leichentuch; by Rosemarie Koszÿ – survivor of two concentration camps.*

*Jewish population, Rosemarie at the age of three years old and her relatives were deported to various concentration camps, such as Traunstein, a subsidiary camp of Dachau. [...] By 1975, Rosemarie would concentrate not only their memoirs, but also her unique artistic view of Shoah.*¹⁶

Diese sich zum Teil wiederholenden oder variierenden autobiographischen Texte sind von großer Emotionalität, subjektiv orientierten Erzählungen und auch biographisch grundgelegten Vorwürfen und Anklagen geprägt. Unter einer historischen Perspektive stößt der Leser allerdings auf eine Reihe innerer und äußerer Widersprüche – dazu einige Beispiele:

- > Mehrfach heißt es, das Geschäft des Großvaters mütterlicherseits sei 1938 in der so genannten „Kristallnacht“ zerstört, die Großeltern später deportiert worden. Andererseits schildert die Autorin die demütigende und schikanöse Behandlung ihrer Großeltern durch die US-Amerikaner Anfang 1945. Sie hätten das Haus besetzt, letztlich verwüstet, die Großeltern als Nazis verdächtigt, mit dem Tode bedroht und gezwungen, im Kohlelager nach angeblich verstecktem Schmuck zu graben.¹⁷ Dies setzt die Anwesenheit des Ehepaars in Recklinghausen unmittelbar nach der Befreiung Ostern 1945 voraus, da die Stadt später britisch besetzt war. Und es setzt die erkennbare Existenz eines Schmuckgeschäfts voraus, das doch angeblich 1938 zerstört worden war.
- > Rosemarie Koczy schreibt immer wieder von der Deportation der Familie im Jahre 1942. In ihren Lebenserinnerungen ist aber vom Vater die Rede, der sie zum Bahnhof in Recklinghausen-Süd brachte.¹⁸ Ein Ereignis, das sie nie vergessen habe, denn sie sah den Vater beim Abschied am Bahnhof zum letzten Mal. Die Deportationen der jüdischen Bürgerinnen und Bürger Recklinghausens 1942 fanden aber familienweise statt.
- > Die Familie ihres Vaters ist nach Rosemarie Koczy jüdisch. Ihr Vater hatte sieben Geschwister. Im Oktober 2001 besuchte sie die Gräber eines seiner Brüder, Willy Koczy und seiner Frau Wally, die 1992 bzw. 1994 in Recklinghausen beigesetzt wurden. Die Gräber befanden sich aber nicht auf dem jüdischen Friedhof, der von der kleinen Gemeinde bereits 1945 wiederhergestellt worden war. Sie fanden sich auch nicht auf einem Kommunalfriedhof, sondern auf dem Friedhof der katholischen Gemeinde in Stuckenbusch.
- > Auch die Eltern der Mutter seien jüdisch: Großvater Wüsthoff stamme aus einer sephardischen Familie aus Elspe, Großmutter Hinfefent aus einer ashkenasischen Familie aus dem Osten.¹⁹ Trotz der großen Verwandtschaft finden

sich die Familiennamen Wüsthoff und Hinkefent sowie Koczÿ und Horstmann auf keiner der immer wieder aktualisierten Opferlisten der Gedenkstätte Yad Vashem in Jerusalem oder im Bundesarchiv Koblenz. Kein einziges dokumentiertes Holocaust-Opfer trägt einen dieser Familiennamen. Sie finden sich auch nicht unter den 215 Opfernamen des Mahnmals auf dem Jüdischen Friedhof Recklinghausen.

- > Die Scheidung ihrer Eltern 1943 *by the nazi racial court*²⁰ führt Rosemarie Koczÿ immer wieder auf die Rassegesetze zurück und wertet sie als Gewaltmaßnahme des Regimes. Nach den Nürnberger Rassegesetzen von 1935 wurde die Verbindung zwischen „Ariern“ und „Nichtariern“ als „Rassenschande“ geächtet und war ein Straftatbestand. 1938 bei der Eheschließung ihrer Eltern mussten diese demnach bereits ein „Ariernachweis“ vorgelegen.
- > Rassistischer Druck auf die Scheidung vom „nichtarischen Partner“ wurde in der Tat bei den bereits vorher existierenden, sogenannten „privilegierten Mischehen“ ausgeübt, denn dann verlor der jüdische Partner den begrenzten Schutz. Nach Koczÿ waren aber beide Elternteile jüdisch, so dass es ein staatliches Interesse an einer Trennung nicht gegeben hätte.
- > Diese Trennung folgte nach den Aussagen von Rosemarie Koczÿ 1943. Die Scheidung durch das Amtsgericht Bochum am 6. September 1943 ist auch durch Dokumente des Standes- und Einwohnermeldeamtes²¹ belegt. Sie erfolgte also eineinhalb Jahre nach der Deportation aller jüdischen Familien aus Recklinghausen nach Riga, Warschau und Theresienstadt.

Angesichts dieser und weiterer innerer und äußerer Widersprüche wäre es hilfreich gewesen, auf Zeitzeugen zurückgreifen zu können. Ihr zweiter Ehemann Louis Pelosi (seit 1984), der die Erinnerungen niederschrieb, kennt diese nur aus den Erzählungen seiner Frau, der er vertraut. Die zur Ausstellungseröffnung ebenfalls angereiste

16 *I weave you a shroud, Introduction.*

17 Im Kap. *My Grandparent's House*, Bd. 1, S. 7f, schreibt sie über die Zerstörung in der sogenannten „Kristallnacht“. Die Großeltern seien dann 1943–1945 in Lagern gewesen. Nach dem Krieg hätten sie das Haus auf den Knien säubern müssen, da die US-Amerikaner als Besatzer auf Betten, Geschirr und alles „geschissen“ hätten und mit Äxten die Möbel zerschlugen. Sie klagt die USA an, diese Taten nicht zu sühnen. Über sich selbst sagt sie, sie sei bis 1951 in Lagern gewesen. Vgl. ebda., S. 121, S. 201.

18 Vgl. die Chronologie in *I weave you a shroud*, Bd. 1, S. e.

19 *I weave you a shroud*, S. 424.

20 Vgl. *I weave you a shroud*, Bd. 1, *Chronology*, S. e; Bd. 2, S. 376 u. 467.

21 Familienkarte Karl Koczÿ: *Beide Parteien tragen Schuld.*

Kuratorin und Biographin Marion M. Callis hat Rosemarie Koczÿ nicht mehr persönlich kennengelernt; sie hat sich ebenfalls auf die autobiographischen Aussagen gestützt. Rosemaries jüngere Schwester lebt noch; Familienmitglieder waren auch bei der Ausstellungseröffnung anwesend. Der Wunsch nach Rückfragen oder einem Gespräch, den Museumleiter Dr. Schwalm an die Familie herantrug, wurde aber abschlägig beschieden, da die Mutter mit diesen *alten Geschichten nichts mehr zu tun haben* wolle. Auch nach den umfangreichen Medienberichten über das Symposium gab es seitens dieser Familie keine Reaktionen.

Zur heutigen Quellenlage

Zusätzlich zu den oben zitierten Negativbefunden in sämtlichen Dateien jüdischer Menschen aus Recklinghausen liegen inzwischen zahlreiche Belege über die Familienangehörigen durch die Standesämter in Recklinghausen und Herne vor. Zusätzlich kann auf die Dateien des ehemaligen Einwohnermeldeamtes Recklinghausen zurückgegriffen werden, dessen Karteikarten auf Mikrofilmen im Stadtarchiv Recklinghausen zur Verfügung stehen.

Hinzu kommen die Ergebnisse der Anfragen beim *International Tracing Service* (ITS) in Bad Arolsen. Rosemarie Koczÿ hatte ja angegeben, dass ihre Großeltern sie über den Suchdienst des Roten Kreuzes 1951 in einem der DP-Lager gefunden hätten. Der ITS führt diese Akten. Zwar war unsere Anfrage nach solchen Unterlagen negativ, so dass es ein Belegdokument für die von Rosemarie Koczÿ angegebene Suche in der unmittelbaren Nachkriegszeit nicht gibt. Allerdings liegt eine sog. „Korrespondenzakte Rosemarie Koczÿ“ vor. Sie umfasst den Briefverkehr zwischen Rosemarie Koczÿ und dem Suchdienst des Roten Kreuzes aus den Jahren 1991/92, 1994/95 und zuletzt 2000/2002. Auch die Antworten des DRK-Suchdienstes mit den durch ihre Anfragen ausgelösten Recherchen liegen – allerdings nicht vollständig – als Kopien in ihren autobiographischen Skizzen vor. Darunter befindet sich auch die Auflistung der ihr damals über den Suchdienst aus dem Standesamt Recklinghausen zugesandten Familienurkunden. Diese Urkunden wurden in ihrer Autobiografie nicht abgedruckt; sie befinden sich aber noch im Standesamt Recklinghausen.

Biographische Daten

Rosemarie Inge Koczÿ wurde laut Geburtsurkunde²² am 5. März 1939 in der Wohnung Münsterstraße 18 des Karl Koczÿ und seiner Ehefrau Josefa Wilhelmine Martha geb. Wüsthoff geboren (in den sorgfältig geführten Unterlagen der Stadt ist auch Rosemaries spätere erste Eheschließung am 14. Oktober 1965 in Genf vermerkt). Die Geburt ihrer Schwester folgte am 18. März 1941.²³

92 149/50 Familienkarte 1 3 8 4 0 5 7 8 9

Adr.

Namen: Koczý, Karl
Wohnen der Frau: Marthe geb. Wüsthoff

geb. am: 14. Jan. 6. 912 Weh. rk
geb. am: 19. Jan. 8. 910 Weh. rk

geb. Ort: Recklinghausen
geb. Ort: Recklinghausen

Leb. Stand: Münsterstr. 10
Leb. Stand: Hochlarmarktstr. 97

Standesamt: Dtsch.
Beirathstag: 1. 12. 38 in: I/442

Nr.	Namen der Kinder	Stand	Geburts- Tag Mos. Jahr	Geburtsort	Nr. L.	Bemerkungen
	Rosemarie Koczý		5. 3. 39	Recklinghausen		WEIHNACHTSKARTE AUSWEIS Nr. 150710 Karte

lt. Urteil des Läger. Bochum v. 8. 9. 47.
 ist die Ehe geschieden. Beide Parteien tragen
 die Schuld. Die gesch. Schrift. H. W. K. ist: eigene Karte unter dem Namen Wüsthoff

Wohnung

Datum	Ort	Strasse - Dienst	Haus-Nr.	Bemerkungen
14. 11. 55	Adr	Hochlarmarktstr.	15	Frau
1. 3. 60.	Str. Trossberg / Okt.	Münsterstr.	15	Frau

Abb. 2: Einwohnermeldekarte der Familie Koczý, angelegt 1938. Geschwärtz: Angaben zu Personenstandsdaten der Geschwister von Rosemarie Koczý.

Die standesamtliche Eheschließung ihrer Eltern hatte drei Monate zuvor am 1. Dezember 1938 stattgefunden. Zu diesem Zeitpunkt war die Mutter gerade 18 Jahre alt und noch nicht volljährig. Die Eheleute, der Dachdecker Karl Koczý und die Kontoristin

22 Geburtsurkunde Standesamt Recklinghausen I, Nr. 171/1939, Rosemarie Koczý durch den DRK-Suchdienst zugestellt 1994.

23 Geburtsurkunde Standesamt Recklinghausen I, Nr. 176/1941, Rosemarie Koczý durch den DRK-Suchdienst zugestellt 1994.

Martha geb. Wüsthoff, wurden „im Namen des Reiches“ rechtmäßig getraut, nachdem die „rassische Einordnung“ als „deutschblütig“ erfolgt war.²⁴ Die Eltern ließen sich nach kaum fünfjähriger Ehe am 6. September 1943 vor dem Landgericht Bochum scheiden. Damals war Rosemarie viereinhalb und ihre Schwester zweieinhalb Jahre alt. Ehefrau Martha nahm ab 24. September 1943 wieder ihren Namen Wüsthoff an.²⁵ Die Familienkarte Karl Koczÿ des Einwohnermeldeamtes vermerkt: *Beide Parteien tragen die Schuld. Die gesch. Ehefrau hat eine eigene Karteikarte unter dem Namen Wüsthoff.*²⁶ Dieser und andere Einträge erklären auch die Verwirrung und Spekulationen des Kindes hinsichtlich ihres wechselnden Familiennamens.

Exkurs: 1941/1943 Ghettoisierung, Deportation und Ermordung²⁷

Während für die kleinen Kinder Rosemarie und ihre Schwester das Drama ihrer Kindheit in einer zerrütteten Familie beginnt, hat die unerbittliche Maschinerie des Holocausts die in Recklinghausen verbliebenen jüdischen Familien schon längst erreicht: Nach dem völligen wirtschaftlichen Ruin der Juden durch die Gewaltakte der Pogromnacht und die anschließenden Enteignungsmaßnahmen folgten Ende 1938 weitere Diskriminierungsbestimmungen. Zum 1. Januar 1939 sollten die Personalausweise durch beige Kennkarten aus Pappe ersetzt werden, die von den Polizeibehörden ausgestellt wurden und auch mit Fingerabdrücken erkennungsdienstlich versehen wurden. Zudem wurden die Kennkarten mit einem unübersehbaren dicken roten „J“-Stempel kenntlich gemacht. Zeitgleich waren alle Juden verpflichtet worden, einen zweiten, eindeutig „jüdischen“ Vornamen anzunehmen, der auf den Dokumenten bereits erschien. Entsprechend wurden auch alle früheren Dokumente nachträglich verändert. Selbst inzwischen ins Ausland emigrierte Familien, wie die des Bezirksrabbiners Dr. Selig Auerbach, mussten entsprechende „Anträge“ stellen.²⁸

Am 24. Mai 1941 ordnete die Gestapo die Ghettoisierung der Familien in fünf Häusern an. Die Jüdische Gemeinde selbst wurde verpflichtet, die Räumungen und die Konzentration auf die Häuser Bochumer Straße 100, Bismarckstraße 1, Paulusstraße 6 sowie Kellerstraße 1 und 21 möglichst unauffällig vorzubereiten.²⁹ Hier wurden alle Juden der Stadt zusammengepfercht, völlig isoliert, z.B. durch die Verbote von Fahrrädern, Radio, Telefon, Schreibmaschinen, Haustieren, das Verbot der Nutzung öffentlicher Verkehrsmittel und Fernsprecher, Ausgangsverbot, die minimale Zuteilung von Lebensmittelkarten, Wegnahme der Ausweise und das Tragen des „Judensterns“. Am 24. Januar 1942, vier Tage nach der berüchtigten „Wannsee-Konferenz“ wurden fast alle abgeholt und auf Lastwagen nach Gelsenkirchen, dann mit dem Zug nach Dortmund gebracht. Von hier aus fuhr der Deportationszug mit fast tausend Menschen aus dem Vest Recklinghausen und dem Ruhrgebiet in das Ghetto Riga.

Die Personenwagen war schlecht oder gar nicht geheizt; Versorgung und hygienische Zustände katastrophal. Familien mit Kleinkindern wurden am 31. März 1942 in das Ghetto Warschau, die letzten drei jüdischen Greisinnen am 27. Juli 1942 nach Theresienstadt deportiert. Danach lebte mit Ausnahme weniger Menschen in „Mischehen“ kein Jude mehr in der Stadt.

Starben viele schon 1942 an Hunger, Krankheit oder bei Selektionen im Ghetto Riga, so wurden am 4. November 1943 bei der brutalen Auflösung des Ghettos alle nicht mehr Arbeitsfähigen (alte Leute, Kriegsversehrte des Ersten Weltkriegs, Kinder) ermordet. Zur Erinnerung daran findet seit der Rückkehr der wenigen Überlebenden immer am ersten Sonntag im November die Gedenkfeier der Jüdischen Kultusgemeinde Recklinghausen und der Bürgerschaft auf dem Jüdischen Friedhof in Recklinghausen statt. Zuletzt standen wir dort vor drei Tagen am 5. November 2017. Auch auf dem 1948 von der Jüdischen Gemeinde errichteten Gedenkstein mit 215 Opfernamen findet sich kein Angehöriger des großen Familienverbandes Koczÿ-Wüsthoff.

Die Generation der Großeltern

Der Vater von Karl Koczÿ, Rosemaries Großvater väterlicherseits, war der Bergmann Franz Koczÿ, geb. am 11. Februar 1871 in Pilgramsdorf, Kreis Pless, das bis 1919 zum preußischen Ost-Oberschlesien gehörte.³⁰ Auch dessen Eltern Joseph und Johanna geb. Halewik waren in Pilgramsdorf geboren. Er gehörte also zu der typischen oberschlesischen Zuwanderer-Generation der Industrialisierungsphase und besaß die preußische Staatsbürgerschaft, nach dem Zusammenbruch des Kaiserreiches die deutsche Staatsbürgerschaft.

24 Heiratsurkunde der Eltern Standesamt Recklinghausen I, Nr. 442/1938, Rosemarie Koczÿ zugestellt auf Nachfrage 1994.

25 Familienkarte Karl Koczÿ des Einwohnermeldeamtes, ab jetzt gibt es die Einwohnerkarte Martha Wüsthoff, gesch. Koczÿ.

26 Familienkarte Karl Koczÿ des Einwohnermeldeamtes, Stadt- und Vestisches Archiv Recklinghausen; lt. Vermerk auf der Heiratsurkunde Karl und Martha Koczÿ nahm sie erst am 24.9.1955 den Geburtsnamen Wüsthoff an.

27 Vgl. Georg Möllers/Jürgen Pohl, Abgemeldet nach „unbekannt“ 1942. Die Deportation der Juden aus dem Vest Recklinghausen nach Riga, hg. von der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, Essen, 2. Aufl. 2017 sowie weitere Biographien unter: www.recklinghausen.de/gedenkbuch.

28 Brief von Dr. Auerbach aus Mannigham/Bradford an das Standesamt Recklinghausen vom 9.5.1939, Stadt- und Vestisches Archiv Recklinghausen, Bestand III, Nr. 4409, abgedruckt als Dokument 54 in: Georg Möllers / Horst D. Mannel: Zwischen Integration und Verfolgung. Die Juden in Recklinghausen (= Dokumentenmappe zur Kirchen- und Religionsgeschichte des Ruhrgebiets, Bd. 2, hg. v. Helmut Geck), Recklinghausen 1988.

29 Stadt- und Vestisches Archiv Recklinghausen, Bestand III, Nr. 6519, als Dokumente 55–58 z. T. abgedruckt in: Georg Möllers / Horst D. Mannel, a.a.O., Recklinghausen 1988.

30 Geburtsurkunde Franz Koczÿ, Standesamt Recklinghausen.

Der Name „Koczÿ“ ist noch heute in Deutschland wie in Polen bei Angehörigen beider Nationalitäten weit verbreitet. Ungarisch, wie Rosemarie Koczÿ annimmt, ist weder der Name noch war es die Staatsangehörigkeit ihres Vaters. Seine Ehefrau Elisabeth Wilhelmine Bertha geb. Horstmann, die er 1898 heiratete, war die Tochter des Maschinisten Carl Horstmann und seiner Frau Lisette geb. Baumann und wurde am 22. Mai 1876 geboren.³¹ Was Familie Koczÿ angeht, ist sogar die Geburtsurkunde des Großvaters Franz Koczÿ vom Katholischen Pfarramt in Pilgramsdorf ausgestellt worden.³² Katholisch war nach Auskunft der Sterbeurkunden auch das auf dem Stuckenbuscher Friedhof beigesetzte Ehepaar Koczÿ, der Holzarbeiter Willy (1910–1992), ein Bruder von Rosemaries Vater Karl, und seine Frau Wally geb. Plackowski (1916–1994), Friedrich-Ebert-Str. 203, denen Rosemarie das Kapitel *Willy und Wally. Both of them Jews*³³ gewidmet hatte.

Das einzige dokumentarisch belegbare Familienmitglied, das nicht katholisch war, ist Rosemaries Urgroßvater, Karl Koczÿs Großvater Carl Horstmann. Er ist als evangelisch eingetragen.³⁴ Der Vater von Martha Wüsthoff, Rosemaries Großvater mütterlicherseits, wurde als Otto Robert Wüsthoff am 22. August 1881 in Elspe bei Olpe im ehemals kurkölnischen, katholisch³⁵ geprägten Sauerland als Sohn des Uhrmachermeisters Josef Wüsthoff geboren. Er heiratete am 19. August 1911 in Herne Bernhardine Martha Hinfefent, geb. am 5. September 1885 in Gelsenkirchen, Tochter des Kürschnermeisters Karl Hinfefent und seiner Frau Maria geb. Pöthmann. Am 26. Oktober 1914 zog das Ehepaar aus Hamborn nach Recklinghausen, Hochlarmarkstr. 97; dort wurde Tochter Martha am 19. August 1920 geboren.³⁶ Als Religionszugehörigkeit wird für alle genannten Familienmitglieder bis in die Großeltern-Generation – mit der erwähnten Ausnahme – in den Standesamtsurkunden und Einwohnerkarteien „rk“ eingetragen. Sie waren also römisch-katholisch. Trotzdem werden sie von Rosemarie Koczÿ oft ausdrücklich als „Juden“ vorgestellt.³⁷

Das einzige in der Autobiographie abgedruckte Familiendokument ist die Sterbeurkunde des Großvaters Robert Wüsthoff,³⁸ der am 8. Mai 1977 hochbetagt im Alter von 96 Jahren im St. Josef-Hospital in Gelsenkirchen starb. Die dort nun nachlesbare Religionszugehörigkeit „katholisch“ veranlasst Rosemarie Koczÿ in autobiographischen Texten zu einem Exkurs über die angeblich geheime, jahrhundertealte jüdische Familientradition der Wüsthoffs.³⁹ Unabhängig von der problematischen Validität dieser Deutungen bleibt festzuhalten, dass sämtliche Familiendokumente über drei Generationen in der NS-Zeit als „Ariernachweise“ akzeptiert wurde. Es gab folglich für das nationalsozialistische Regime keinerlei Veranlassung für eine Verfolgung aus antisemitischen Gründen.

Eintrag im Taufregister von St. Peter

Angesichts dieses eindeutigen Befundes in den Dokumenten von Einwohnermeldeamt und Standesamt wurde zur Gegenprüfung Einsicht in Quellen genommen, an die zu Anfang der Recherchen natürlich nicht gedacht wurde: die Kirchenbücher. Die Geburt von Rosemarie und ihrer Schwester fand in der damaligen Wohnung Münsterstraße 18, also in der Recklinghäuser Altstadt statt. Tatsächlich sind beide Taufen in den Kirchbüchern der Propstei St. Peter, der ältesten Kirche des Vestes Recklinghausen, eingetragen. Rosemarie Koczý wurde am 16. April 1939⁴⁰, ihre Schwester drei Jahre später durch Caritasdirektor Brockmann getauft.

Die Taufpatinnen und Taufpaten waren bei Rosemarie die Mutter Martha Wüsthoff und der Onkel Franz Koczý, bei ihrer Schwester der Vater Karl Koczý und Dina Koczý. Angesichts der Bedeutung und der Mitverantwortung der Taufpaten für die christliche Erziehung der Kinder hatten sie nach dem Kirchenrecht ebenfalls katholisch zu sein.

Der Eintrag ist jedoch noch aus einem weiteren Grund bedeutsam. Denn hier wurde auch vermerkt, dass Rosemarie in St. Michael im Stadtteil Hochlarmark, wo die Familie 1943 in das Haus ihrer Großeltern mütterlicherseits eingezogen war, am

31 Geburtsurkunde von Elisabeth Wilhelmine Bertha Hartmann, Standesamt Recklinghausen.

32 Sterbeurkunde von Franz Koczý, Standesamt Recklinghausen Nr. 717/1944 vom 30.10.1944.

33 *I weave you a shroud*, Kap. XXX, S. 442 ff.

34 Geburtsurkunde von Elisabeth Wilhelmine Bertha Horstmann, Nr. 131/1876. Das Fehlen eines Religioneintrages in der Geburtsurkunde von Martha Wüsthoff (Standesamt Recklinghausen Nr. 1275/1920) beruht auf Art. 136 der neuen Weimarer Verfassung, der Informationsfreiheit über die Religionszugehörigkeit, so dass die Rubrik aus vielen Formularen verschwand. Diese Regelung schuf das NS-Regime zur Identifizierung von Juden wieder ab und verlangte mit dem Gesetz vom 3.11.1937 die Eintragung auch der Religionszugehörigkeit der Eltern in Geburtsurkunden. So finden sich die Angaben über ihre Eltern in den Geburtsurkunden von Rosemarie und ihrer Schwester, wie in der Heiratsurkunde. Das 1914 begonnene Hausstandsbuch weist die Religions- („k.“) und Staatsangehörigkeit („DR“) durchgehend auf.

35 Dort ist nur eine jüdische Familie nachweisbar: Familie Neheimer, die auch im Gedenkbuch des Bundesarchivs Koblenz verzeichnet ist.

36 Abmeldebescheinigung Robert Wüsthoff, Einwohnermeldeamt.

37 Vgl. z.B. Kap. XXIV *My Grandmother Martha Josephine Hinkéfent The Jew*; S. 329 ff.

38 Standesamt Gelsenkirchen, Nr. 203/1977, hier: *I weave you a shroud*, S. 609.

39 Lt. *I weave you a shroud*, S. 341 f. sei ein Onkel ihrer Großmutter Wüsthoff, geb. Hinkéfent vom Judentum zum Katholizismus konvertiert, am 12.3.1893 zum Priester geweiht worden und u.a. in Wanne-Eickel tätig gewesen. Am 13.5.1934 sei er gestorben. Als konvertierter Jude, so Rosemarie Koczý, wäre er sonst auch ermordet worden. Das Erzbischöfliche Archiv Paderborn bestätigte auf Anfrage am 21.2.2018 die Weihe von Joseph Luft am 17.3.1893 in Paderborn (*7.11.1868 Warburg), verstorben am 13.5.1934. Eine Konversion aus dem Judentum wurde dagegen nicht bestätigt.

40 Kirchenbuch St. Peter 1939/Nr. 39 bzw. 1941/Nr. 30j. Ich danke Herrn Thomas Maymann für die Überprüfung. Geburtsname und heutiger Name der jüngeren Schwester, die heute noch lebt, sind bekannt. Sie werden bewusst nicht genannt.



Abb. 3: Rosemarie (2. Reihe v.u., 6.v.l.) im 3. Jahrgang mit Lehrer Thönies an der Katholischen Volksschule an der Westfalenstraße, September 1948 (Foto: privat).

28. Oktober 1948 gefirmt wurde. Michael Keller, Bischof von Münster, hatte seinen Antrittsbesuch in Recklinghausen mit Firmungen in mehreren Pfarrkirchen verbunden.⁴¹ Die Datierung widerlegt wie auch das von einer Klassenkameradin aufbewahrte Foto der 3. Klasse die Darstellung, wonach Rosemarie Koczý bis 1950/51 in DP-Lagern gelebt haben soll.

Die „Kristallnacht“ als „Fallbeispiel“ für ein erstes Resümee

Die Verfolgungserzählung in den autobiographischen Lebensgeschichte von Rosemarie Koczý wurde in der erwähnten Publikation ihres zweiten Ehemannes Louis Pelosi im ersten Band der Erinnerungen in einer siebenseitigen *chronology* zusammengefasst, die die Jahre 1938–1995 umfasst und wie folgt beginnt:

*9 November 1938: KRISTALLNACHT. DESTRUCTION OF THE JEWELRY SHOP OF MATERNAL GRANDPARENTS, DESTROYING THEIR LIVELIHOOD AS WELL.*⁴²

Der 9. November 1938 als Beginn der antisemitischen Verfolgungsgeschichte der Familien wird in vielen Erinnerungskapiteln von Rosemarie Koczý zitiert. Die nationalsozialistische Propaganda gegen die „jüdischen Geschäfte“ begann bereits mit dem reichsweiten Boykotttag am 1. April 1933. Zeitungen riefen zum Boykott auf, in der Altstadt wurden judenfeindliche Transparente aufgehängt und die SA postierte sich drohend vor den Läden. In den folgenden Jahren wurden Polizeiangehörigen, dann Beamten Einkäufe bei Juden untersagt und Kunden mussten damit rechnen,

fotografiert und in den zahlreichen Schaukästen des NS-Hetzblattes „Der Stürmer“ an den Pranger gestellt zu werden.

In der 1933 in der Presse veröffentlichten „Liste jüdischer Geschäfte in Recklinghausen“ des so genannten „Komitees gegen Lügenabwehr, Ortsgruppe Recklinghausen-Mitte“⁴³ findet sich das Geschäft Wüsthoff allerdings nicht. Genauso fehlt es in der offiziellen „Liste der jüdischen Gewerbebetriebe in Recklinghausen 1938“⁴⁴ der Stadt Recklinghausen. Im Bergarbeiterstadtteil Hochlarmark gab es überhaupt kein Geschäft eines jüdischen Inhabers. Diese waren in den Einkaufszonen der Altstadt und der Südstadt (Bochumer Straße) konzentriert. Auf den dortigen Straßen und anschließend zwischen Polizeipräsidium und Synagoge spielte sich in der Nacht vom 9./10. November 1938 auch die von Partei und SA systematisch inszenierte und als „Volkszorn“ deklarierte Gewaltaktion gegen Geschäfte, Wohnungen und die jüdische Bevölkerung ab. Aus Hochlarmark, wo es keine jüdischen Familien gab, sind Übergriffe nicht überliefert.⁴⁵

Das Geschäft ihres Großvaters Wüsthoff ist in der Pogromnacht 1938 nicht zerstört worden. Publizistisch wurde das Pogrom in der gleichgeschalteten Presse auch öffentlich mit Hetzartikeln zur „Entjudung der Geschäfte“⁴⁶ und Listen ihrer Auflösungen⁴⁷ begleitet. Hinzu trat eine regelrechte Kampagne mit Veröffentlichungen über die angeblichen Betrügereien oder den Reichtum der jüdischen Familien, ergänzt mit der Veröffentlichung der Liste ihres Grundbesitzes.⁴⁸ Auch in keinem dieser Beiträge finden sich Geschäft oder der Grundbesitzer Robert Wüsthoff. Stattdessen gibt es im Adressbuch Recklinghausen 1943 die Eintragungen von Robert Wüsthoff als

41 Vgl. hierzu: Machtvolles Bekenntnis der katholischen Bevölkerung, Westfalenpost – Vestische Neueste Zeitung, Ausg. vom 26.10.1948.

42 *I weave you a shroud*, Bd. I, chronology S. d – j; in Bd. 3, S. 944 gibt es zwei Fotos von Haus und Familienangehörigen aus den Jahren 1914 und 1959 mit dem handschriftlichen Vermerk: *My Grandparents Home [...] windows have being destroyed in Kristallnacht 1938 and inside by Americans Officers Headquarter in 1945*

43 Recklinghäuser Zeitung, Ausg. v. 3.4.1933.

44 Stadt- und Vestisches Archiv Recklinghausen, Bestand III, Nr. 6513.

45 Vgl. Pogrom in Recklinghausen. Recklinghäuser Bürger erinnern an den 9./10. November 1938, hg. v. Georg Möllers und Horst D. Mannel aus Anlass der 40-Jahr-Feier der Gesellschaft für christlich-jüdische Zusammenarbeit, 5. verbesserte und ergänzte Auflage, Recklinghausen 2001. Am 20.12.2008 – nach ersten Presseberichten über die Schenkung der Bilder (WAZ, Ausg. v. 3.12.2008) – schrieb die Hochlarmarkerin Anneliese Kortenjann an die Kunsthalle: „Davon, dass die Großeltern Wüsthoff von Nazis verfolgt wurden, Opfer des Pogroms geworden oder sogar deportiert worden seien, habe ich nie etwas gehört“.

46 Nationalzeitung (NZ), Ausg. v. 19.11.1938.

47 NZ, Ausg. v. 11. 12.1938; RZ, Ausg. v. 12.12.1938.

48 NZ, Ausg. v. 11. 12.1938.



Abb. 4: Werbeanzeige für Robert Wüsthoff im Einwohner- und Adressbuch der Stadt Recklinghausen, Ausg. 1943.

Eigentümer des Grundstücks Hochlarmarkstraße 97 und im dortigen Einwohnerverzeichnis unter dem Buchstaben „W“ zwei durch Umrandungen herausgehobene Geschäftseinträge: „J. G. Wüller, An der Gymnasialkirche, Wäscheausstattungen“⁴⁹ sowie die Werbeanzeige Wüsthoff.

Die Großeltern Wüsthoff wurden nicht deportiert und kamen also nicht als Holocaust-Überlebende nach Hochlarmark zurück.⁵⁰ Der Hochlarmarker Rudolf Kortemann, zu deren Freundeskreis in der katholischen Jugend von St. Michael Rosemarie Koczý in den 1950er Jahren gehörte, erinnert sich:⁵¹ *Einen Bezug zum Judentum hatte Familie Wüsthoff nicht. Das hätten sie auch nicht überlebt angesichts eines überzeugten Nationalsozialisten in der unmittelbaren Nachbarschaft.* Er sei deshalb auch überrascht gewesen, als in Rosemarie Koczýs Erinnerungen von einer Zerstörung des Ladens in der „Kristallnacht“ die Rede gewesen sei. Das sei falsch. Richtig könnte dagegen ihre Darstellung von der Besetzung des Ladens durch die US-Soldaten beim Einmarsch sein. Tatsächlich hätten US-Soldaten unmittelbar nach dem Einmarsch das Haus und Nachbargebäude als Unterkünfte requiriert. Das habe er selbst gesehen.

Erinnerungen Hochlarmarker Zeitzeugen

In ihren in den 1990er Jahren verfassten Erinnerungen schreibt sie immer wieder, sich als *slave, Jew, Gypsy, Black Crow, third class sub-human*⁵² oder *paria*⁵³ gefühlt zu haben und führt dies zurück auf: *the Jewish background, and my Father a Foreigner*

besides. There we were separated as foreigner besides. Diese Selbsteinschätzung aus Außenseiterin lebte sie auch als Solidarität mit anderen Betroffenen. So betrachtete sie bei ihren späteren Besuchen auf den Recklinghäuser Friedhöfen die Gräber der umgekommenen Fremdarbeiter mit besonderer Aufmerksamkeit und dokumentierte die Aufschriften.⁵⁴

Das war aber nicht die Rosemarie Koczÿ, die Hochlarmarker Zeitgenossen in den 1950er Jahren kennengelernt hatten. Sie besuchte in Hochlarmark die Kath. Volksschule an der Westfalenstraße bis zum Entlassjahrgang 1954. Selbst erinnert sie sich an den Religionsunterricht bei Pfarrer Eirich und Vikar Overbeck.⁵⁵ Wenn sie in einem familiär-traumatischen Kontext ihrer Notizen die eigene Erstkommunion in St. Michael erwähnt und dabei fälschlicherweise behauptet, nicht getauft gewesen und einem sozialen Druck gefolgt zu sein,⁵⁶ spricht schon die spätere Teilnahme an einer katholischen Jugendgruppe eine andere Sprache. Abgesehen davon, gab es gerade in diesem Bergarbeiterquartier durchaus keine eindeutig katholische Dominanz, sondern starke antikirchliche, damals sozialistisch bzw. kommunistisch geprägte Bevölkerungsgruppen.⁵⁷

Die einzige Besonderheit für die damaligen Zeitzeugen war, dass sie mit ihrer kleinen Schwester bei den Großeltern lebte, auch als die Großmutter schon erkrankte und 1953 starb. Sie selbst spricht von der Unterstützung durch die Gemeindegemeinschaft Romana⁵⁸ oder durch die Sozialarbeiterin Lensker, die der Familie eine Frau namens Wilhelmine zur Unterstützung bereitgestellt habe.⁵⁹ Danach habe sie nach Erinne-

49 Adressbuch Recklinghausen, Ausg. 1943, S. 288 u. S. 383.

50 Frau V., früher Nachbarin der Familie, meldete sich aufgrund der Presseberichte am 14.11.2017. Sie erinnere sich an Besuche im Haus der Großeltern und die dunklen Vorhänge. Rosemarie sei immer fröhlich gewesen. Frau V. habe bei früheren Presseartikeln gedacht, dass die Künstlerin eine andere Person sei, da sie als Jüdin dargestellt wurde. Rosemarie Wüsthoff bzw. Koczÿ sei keine Jüdin gewesen.

51 Gespräch des Autors mit Rudolf Kortjenann vom 8.9.2017.

52 *I weave you a shroud*, S. 408; vgl. S. 5: *His Koczÿ's blood was not aryan*.

53 *I weave you a shroud*, S. 425.

54 Vgl. *I weave you a shroud*, S. 445 ff.

55 *I weave you a shroud*, S. 387

56 *I weave you a shroud*, S. 98: *As I explained to you, religious pressures, both protestants and catholic, were strong, and we were forced to make our first communion and I wasn't even baptized.* Sie erzählt hier auch, dass Nachbarn sie kleidungsmäßig unterstützten und sogar ihre Mutter teilnahm und auf dem Schwarzmarkt weiße Plastikschuhe für sie besorgt hatte.

57 Bei den Reichstagswahlen am 6.11.1932 erhielt die KPD 42,7 %, die SPD 9,1 % und die katholische Zentrumspartei 21,6 % der Stimmen, bei den ersten Stadtratswahlen 1946 waren es bei der SPD 5684, der CDU 4334, der KPD 3866 und dem Zentrum 698 Stimmen.

58 *I weave you a shroud*, S. 387.

59 Vgl. hierzu das Kap. Wilhelmine in: *I weave you a shroud*, S. 404 ff.



Abb. 5: Rosemarie Koczy (2. Reihe von unten, 4. v. r.) in der Katholischen Volksschule an der Westfalenstraße, Jg. 5, 26. Januar 1951 (Foto: privat).

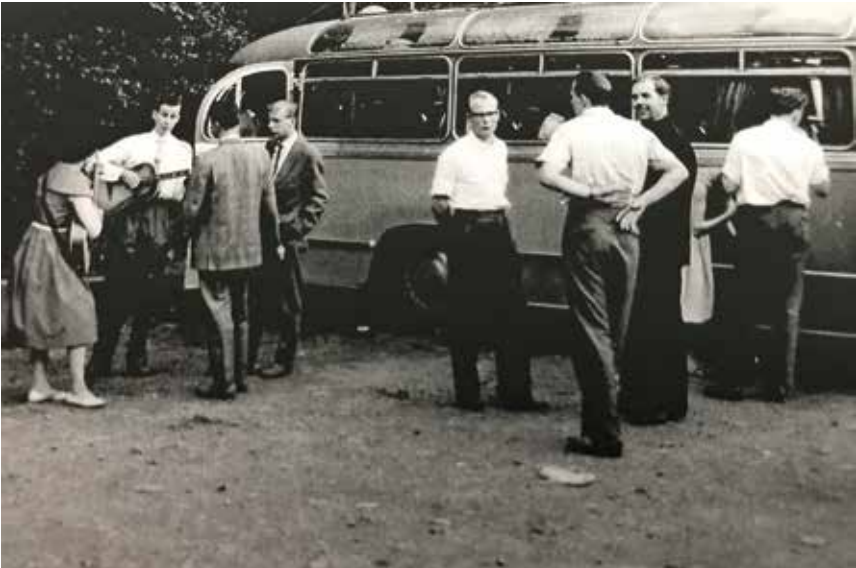


Abb. 6: Ausflug der Jugendgruppe St. Michael – Rosemarie mit Gitarre am linken Bildrand (Foto: Kortenjann)



Abb. 7: Geburtstagsfeier mit Rosemarie an der Gitarre, etwa 1959 (Foto: privat).

rungen ihrer Jugendgruppe einige Jahre in einem Waisenhaus in Münster gelebt, um – so hieß es damals – dort die Küche zu erlernen.⁶⁰

Hochlarmarker Zeitzeugen erinnern sich an die Jugendzeit Ende der 1950er Jahre mit einem fröhlichen Mädchen, das mit ihrer schwarzen Ponyfrisur und dem roten Pullover bei den Jungen gut angesehen war. Sie nahm an den Andachten, der monatlichen Komplet und den Ausflügen der katholischen Jugend von St. Michael teil und fiel auch durch die damals außergewöhnliche Fähigkeit auf, Gitarre zu spielen.⁶¹ Der katholische Pfarrer Eirich hatte sie in die damalige Pfarrjugend eingeführt. Ihr Lieblingslied ist vielen in Erinnerung:

*Laß die liebe Sonne ein
Laß den Sonnenschein herein
Öffne alle Türen, alle Fensterlein
Laß die liebe Sonne ein!*

Es wird auch von Rosemarie Koczý selbst überliefert.⁶² Diese lebenslustig wirkende Jugendliche in Hochlarmark war nicht die Rosemarie ihrer niedergeschriebenen Erinnerungen.

60 Gespräch mit Rudolf Kortenjann vom 8.9.2017.

61 Gespräch mit Rudolf Kortenjann vom 8.9.2017.

62 *I weave you a shroud*, S. 386.

Der Vater galt seit 1945 als vermisst, die Mutter lernten die Jugendlichen aus Hochlar-mark nicht kennen; sie galt als „schwarzes Schaf“ der bürgerlichen Familie. Bis zum Tod ihres Großvaters Robert Wüsthoff, der am 9. Juni 1976 in Gelsenkirchen starb, wohin er am 24. Mai gezogen war,⁶³ besuchte sie immer wieder ihren Freundeskreis. Dabei habe sie von einem Au-pair-Aufenthalt bei einem jüdischen Bankier in Genf erzählt und sei später einmal mit ihrem damaligen Schweizer Ehemann zu Besuch gewesen. Sie sei ganz die „alte“ gewesen.

Annäherungen an eine bedrückende Kindheit⁶⁴

Die Familienverhältnisse, unter denen das Kind Rosemarie aufwachsen musste, müssen nach den Erinnerungsfragmenten in ihren autobiographischen Notizen als bedrückend und für ihr weiteres Leben belastend bezeichnet werden. Sie wurden wegen der Sensibilität und der Komplexität beim Symposium in der Kunsthalle deshalb auch nicht vertieft. Sie sind aber hier anzusprechen, um möglicherweise Gründe für ihre spätere, selbst konstruierte Identitätsdefinition zu finden.

Die letzte Erinnerung an den Vater Karl Koczy datiert Rosemarie Koczy auf den Tag ihrer „Deportation“ 1942. Dies war für sie eine einschneidende Erfahrung: Sie sei an der Hand des Vaters zum Zug gegangen⁶⁵ und habe ihn damals zum letzten Mal in ihren Leben gesehen: *the sight of those kids snatched from their mothers, fathers and grandparents, aunts, uncles to be “EVACUATED” to a sanitorium FERIENLAGER (vacation camp), EVAKUIERUNGSLAGER (evacuation camp): These were the words used by the Germans [...].*⁶⁶ Ihrer Darstellung nach fuhren aber Mutter und Schwester mit in *a cattle train* zunächst in ein Waisenhaus nach Dinslaken, dann in der KZ-Außenlager nach Traunstein, das Dachau zugeordnet gewesen sei. Zu den erwähnten Konzentrationslagern wird der Beitrag von Matthias Kordes Stellung nehmen.

Die Deportation der jüdischen Familien im Jahr 1942 erfolgte weder mit einem Zug ab Recklinghausen, noch mit Viehtransportern. Die unglücklichen Menschen wurden am 24. Januar 1942 im Familienverband aus den fünf oben genannten „Judenhäusern“ geholt und dann ab Gelsenkirchen und anschließend ab Dortmund in dort bereit stehende Personenzüge nach Riga deportiert. Einige wenige Familien mussten in den folgenden Monaten Deportationszüge nach Warschau und Theresienstadt besteigen. Unter diesen Opfern befanden sich keine ihrer Familienmitglieder.

Eine solche Verabschiedung durch den Vater am Bahnhof passt tatsächlich zu einer sogenannten „Kinderlandverschickung“, die Kinder und Jugendliche aus den bombengefährdeten Großstädten in ländliche Regionen evakuierte, wobei die Datierung sicherlich später gewesen sein müsste. Das vom Ordnungsamt geführte Hausstands-

buch des Hauses Hochlarmarkstraße 97 dokumentiert nach der Eheschließung ab 15. März 1939 den Umzug der Mutter zur Münsterstraße 18 und dann mit Datum vom 6. August 1943 den Umzug der Eheleute und der beiden Kinder in das großelterliche Haus Hochlarmarkstraße 97.⁶⁷ Die Scheidung erfolgte einige Monate später.

Ihr Vater Karl Koczý wurde am 15. April 1944 zur Wehrmacht eingezogen.⁶⁸ Nachdem Bundeskanzler Konrad Adenauer bei seinem Moskaubesuch 1955 die Entlassung der Kriegsgefangenen erreicht hatte, habe sie am Bahnhof auf die Rückkehr des Vaters aus Russland gewartet.⁶⁹ Rosemarie Koczý erfuhr wohl erst in den 1990er Jahren durch den Suchdienst des Roten Kreuzes, dass er knapp fünf Monate nach der Scheidung bereits am 1. Februar 1944 erneut geheiratet hatte⁷⁰ und seine zweite Frau Franziska, vorm. Ratayczak, mit deren Sohn Arno in die ehemals elterliche Wohnung an der Münsterstraße eingezogen war, ehe sie im November 1955 innerhalb der Stadt umzog und 1960 nach Trostberg ging. Auf deren Antrag hin war Karl Koczý, von dem sie zuletzt im Mai 1944 ein Lebenszeichen aus Russland erhielt, am 13. Juni 1951 mit Wirkung zum 31. Dezember 1945 für tot erklärt worden.⁷¹

Die Anfragen von Rosemarie Koczý an den Suchdienst des Roten Kreuzes in den 1990er Jahren lassen erkennen, dass bis dahin der Kontakt zu den Familienangehörigen der Koczýs völlig abgebrochen war. In der Autobiographie ist später häufig die Rede davon, dass Verwandte eine Kontaktaufnahme ihr gegenüber verweigerten und Menschen ihre Erzählungen als „Lüge“ bezeichneten.

63 Eine amtliche Kopie der Sterbeurkunde des Standesamtes Gelsenkirchen vom 26.7.2002 befindet sich in: *I weave you a shroud*, S. 608. Den Widerspruch zwischen ihrer Behauptung und der standesamtlichen Eintragung erklärt sie hier damit, dass die Familie ihre Identität verschwiegen habe.

64 Dieser Aspekt wurde beim Vortrag nur angedeutet, aber nicht ausgeführt. Es sind auch nur „Annäherungen“ möglich, keine historisch belegbaren Klärungen.

65 *I weave you a shroud, Chronology*, S. e; S. 191f: *I never saw my father again, I only was three years old and I still feel his HAND ... I concentrate every day on that HAND ... I concentrate ... How I walked with him to the Hochlarmark station.*

66 *I weave you a shroud*, Kap. VI, *The children of death*, S. 31 ff.

67 Hausstandsbuch Hochlarmarkstr. 90-97 (Stadt- und Vestisches Archiv Recklinghausen, Bestand III, Nr. 4128).

68 Stadt- und Vestisches Archiv Recklinghausen, Bestand Einwohnermeldekartei (mikroverfilmt), Familienkarte Karl Koczý.

69 *I weave you a shroud*, S. 405 f

70 Heiratsurkunde des Vaters (2. Ehe), Standesamt Recklinghausen I, Nr. 23/1944, wurde Rosemarie Koczý zugestellt 1994.

71 Sterbeurkunde des Vaters, Standesamt Recklinghausen I, Nr. 717/1944, zugestellt 1994. Am 26.6.2002 erhielt Rosemarie Koczý vom Amtsgericht Recklinghausen den Beschluss zur Todeserklärung des „Dachdeckers und Gefreiten Karl Koczý“ vom 13.6.1951 (mit Wirkung vom 31.12.1945) zugeschickt, abgedruckt: *I weave you a shroud*. Rosemarie wollte diese Eheschließung nicht akzeptieren und zweifelte sie an (*I weave you a shroud*, S. 93).

Nach dem Verlust des Vaters war das Verhältnis zur Mutter für Rosemarie deshalb sehr bedeutend. Gleichzeitig war es aber sehr kompliziert und belastend. Ein eigenes Kapitel mit der Widmung *mother, I love you* widmete sie einer Sammlung von Volks-, Schlaf und religiösen Liedern, die ihre Mutter ihr beigebracht hatte.⁷² In der Nachkriegszeit sei sie nur noch ein Schatten ihrer selbst gewesen: *I became her mama*,⁷³ schrieb Rosemarie später über den Beschluss ihrer Mutter, sie von einer Pflegefamilie in Osterwick im Münsterland abzuholen, die von der Mutter über Bekannte selbst ausgewählt und von Rosemarie als bedrückend empfunden wurde. Nun reiste sie mit ihrer Mutter nach Hamburg.

Über einen der seltenen Besuche der Mutter Anfang der 1950er Jahre in Hochlarmark schrieb sie: *I was afraid of her, of her rages without any reason, almost like an uncontrolled madness, and her beating with her hands! She beat us so much without any reason, and yet I loved her because she was my mother and I knew that the Germans and the Allies had made her crazy and the camps went to their end for her. I never said anything.*⁷⁴

AV 218662

geb. am 28. 10. 1920
Suspe / Sohn
917526
10.3.54

Name: Wüsthoff, Martha gesch. Koczy
 Stand:
 Geb. am 28. August 1920, Religion: PK., Familienstand: gesch.
 Geburtsort: Recklinghausen, Kreis: *Offingen 1955*
 Woher zugezogen: Reckl. Hochlarmarkstr. 94, Kreis: *Adl*
 Staatsangehörigkeit: Dtsch. Reich, Vater: Mutter:

Datum der Eintragung	des Zu- oder Abzuges	Wohnort	als	bei	Verwaltungsgebiet	Strasse	Nr.
9. 12. 44		<i>may Fähr</i>					
14. 9. 45	7. 9.	<i>Adl</i>				<i>Hochlarmarkstr. 97</i>	
9/13/51	28/9/51	<i>Adl</i>				<i>Hochlarmarkstr. 97</i>	
6. 11. 52		<i>St. R.</i>				<i>Hochlarmarkstr. 97</i>	
11. 3. 54		<i>Adl</i>				<i>Hochlarmarkstr. 97</i>	

Abb. 8: Meldekarte für Martha Wüsthoff, Einwohnermeldeamt Recklinghausen.

Diese Schuldzuweisungen an *Germans and Allies* beziehen sich auf *prostitution* und *syphilis*, ein Begriffspaar, das im Kontext der Geschichte ihrer Mutter immer wieder auftaucht: *This woman [...] was condemned in 1943, separated from her children [...] and put to „reeducation“ in a camp near Munich. She was subjected to that EDUCATION by twenty to thirty German officers a day in of services their needs.*⁷⁵

Nach ihrer Rückkehr sei sie *sick from the camps, ill from syphilis contracted probably as a result of numerous rapings in the camps, night after night men took advantage of her ... the last one was Bruno Borowsky, alive still in Germany*⁷⁶ gewesen, schreibt Rosemarie und nennt fünf weitere Freier-Namen. Die Konflikte im Haus Hochlarmarkstraße 97 nahmen zu, *because my grandmother und grandfather's respectful house was transformed into a house of prostitution because of her and her syphilis.*⁷⁷ Rosemarie schreibt auch über einen Selbstmordversuch und über viele Krankenhausaufenthalte.⁷⁸

In dieser Zeit vor Anfang 1951 – als das Einwohnermeldeamt die Rückkehr von Hamburg (*nicht abgemeldet*) verzeichnet – war Rosemarie wohl bei der Mutter, die sie aus Osterwick⁷⁹ nach Hamburg holte. Beide stürzten ab. Die Mutter prostituierte sich bei alliierten Soldaten. Als sie krank und mittellos wurde, setzten die „Pflegeeltern“⁸⁰ in Hamburg Rosemarie vor die Tür und sie landete auf der Straße und in Obdachlosenheimen.⁸¹ Die Rückkehr nach Hochlarmark mit vom DRK finanzierten Fahrkarten schildert sie als familiäre Katastrophe: Das Haus der Großeltern blieb den Rufenden frühmorgens verschlossen. Die dort wohnende Tante wollte Mutter und Tochter nicht ins Haus lassen, wurde handgreiflich und beschimpfte Rosemarie, sie sei eine Prostituierte und „*good for nothing*“ wie ihre Mutter.

72 *I weave you a shroud*, Kap. XXVI: *The songs my mother sang*, S. 366–374. Zu den religiösen Liedern gehörten „Es ist ein Ros entsprungen“ und „Wachet auf, ruft uns die Stimme“.

73 *I weave you a shroud*, S. 90.

74 *I weave you a shroud*, S. 98 f.

75 Kap. I, *I will never forget*, in: *I weave you a shroud*, S. 3; vgl. Chronik, S. f: 1.7.1945 *Forced to sleep with German officers in the camps, Rosemarie's mother survives the forced death march from Traunstein to Schliersee and gives birth to her last child, a boy she names Walter, in Nuremberg hospital. Records list father is Karl Wüsthoff, an impossible but clear homage to her missed husband. Less than a year later, unable to care for him, she places her infant child with a couple named Kaferstein, Nazis residing in Fischbach near Nuremberg, who rear him for pay.*

76 *I weave you a shroud*, S. 376.

77 Ebda., S. 84 f; vgl. S. 83.

78 Ebda., Kap. IX, *My Mother*, S. 74-105.

79 Es gibt auch die Aussage, ihre Schwester sei direkt nach dem Tod der Großmutter nach Osterwick geschickt worden, in: *I weave you a shroud*, S. 13.

80 Dort habe sie *one day of beauty* erlebt, nämlich das Basteln einer Nikolauslaterne: *I weave you a shroud*, S. 92.

81 *I weave you a shroud*, S. 89 ff. Als wahren Lichtblick (*one day of beauty*) erwähnt sie das Basteln einer Nikolauslaterne mit dem Neffen der Pflegeeltern: ebda., S. 92.

Nur dank der Intervention der schwerkranken Großmutter sei Rosemarie selbst aufgenommen worden, ihre Mutter aber nicht.⁸² Die biographische Notiz passt zur Datei des Einwohnermeldeamtes.⁸³ Darin wird 1951 *die Rückkehr nach Hochlarmark* und der Umzug von *Martha Wüsthoff amtlich nach Rintelen* vermerkt. Über den Aufenthaltsort seien die Kinder, so die Autobiographie, nicht informiert worden. 1954 ist sie wieder in Hochlarmark gemeldet. Die englischen Sprachkenntnisse, die Rosemarie aus Hamburg mitbrachte, erklärte sie im Hochlarmarker Bekanntenkreis mit einem Aufenthalt als Au-Pair-Mädchen in einem *düsteren Haus*⁸⁴ in England.

Die Großmutter starb am 18. Februar 1953 *nach längerem, schweren Leiden, versehen mit den heiligen Sakramenten der römisch-katholischen Kirche*⁸⁵, wie es traditionell in Traueranzeigen katholischer Christen hieß. Zum Beerdigungsamt in St. Michael und der anschließenden Beisetzung, einem weiteren einschneidenden Erlebnis für Rosemarie, kamen die Mutter und *Mr. Bruno Borowsky, a former concentration camp inmate, by whom we also had suffered because he was a deranged animal after the camp*⁸⁶ und wurden von der Familie geschnitten. In schrecklicher Erinnerung hat Rosemarie deren nächsten Besuch anlässlich ihrer Erstkommunion-Feier, die sie wohl nur der traumatischen Erfahrung wegen erwähnt.⁸⁷ Es gab so massive Schläge der Mutter, dass *Mr. Borowsky intervened to separate me from my uncontrollable mother*. In der Nacht sei es dann zu einem Übergriff von Borowsky gekommen: *I was like an autistic and I looked at the adult world as a HORROR OF SUFFER*.⁸⁸

Während des folgenden Aufenthalts von Rosemarie Koczý im Waisenhaus der Schwestern vom „Guten Hirten“ in Münster erhielt sie 1955 die Nachricht vom Tod ihrer Mutter. Rosemarie Koczý spricht mehrfach von Aufhalten ihrer Mutter im Krankenhaus in Bad Kreuznach und erwähnt zwei Postkarten, die sie von dort erhalten hatte.⁸⁹ Eine Kontakterlaubnis erhielt die Mutter nicht, als sie und B. Borowsky kurz vor ihrem Tod das Waisenhaus Münster aufzusuchen versuchten. Dort sei Rosemarie gegenüber ihre Mutter als Prostituierte und Syphilis-Kranke bezeichnet worden.⁹⁰ Das Standesamt Bad Kreuznach verzeichnet am 17. Juni 1955 den Tod der Servererin Martha Wüsthoff.⁹¹ Zur Beisetzung ließ Robert Wüsthoff seine Tochter nach Hochlarmark überführen; Rosemarie schreibt, dass sonst niemand der Familie daran teilnahm.⁹²

Zu diesen Erinnerungsfragmenten und Deutungen ihrer Prostitution bei Offizieren gibt es nur eine amtliche Belegstelle, die allerdings nicht eindeutig ist. Das Einwohnermeldeamt ergänzt die Abmeldung von Martha Wüsthoff zum 9. Dezember 1944 nach Fürth mit dem handschriftlichen Zusatz *von Wehrmacht*⁹³. Diese Quelle wird bestätigt durch eine gleichlautende Eintragung im Hausstandsbuch, die ihre Rückkehr *vom Wehrdienst* am 19. September 1945 verzeichnet.⁹⁴ Ob sie in Fürth in das dortige

Lager für Luftwaffenhelferinnen kam, ist ebenso wenig historisch dokumentierbar wie eventuelle sexuellen Übergriffe oder gar die Einbindung in die Wehrmachtsprostitution in besetzten Gebieten.⁹⁵ Belegt ist die, dass Martha Wüsthoff am 1. Juli 1945 in Fischbach bei Nürnberg einen Sohn zur Welt brachte, den sie zur Adoption freigab und dessen Existenz wohl von der Familie verschwiegen wurde.

Nach dem Tod der Großmutter lebte Rosemarie nach eigenen Aussagen im katholischen Waisenhaus „Zum Guten Hirten in Münster.“⁹⁶ Dort absolvierte sie bei Schwester Urbana von 1955 bis 1958 erfolgreich ihre Lehrzeit und erhielt am 31. März 1958 den Berufsschulabschluss. Ihr Gesellenbrief des Wäscheschneider-Handwerks wurde am 17. März 1958 ausgestellt.⁹⁷ Vor der Volljährigkeit (mit 21 Jahren) wurde sie 1959 in das Haus des Großvaters entlassen.⁹⁸ Ein neues Leben eröffnet sich, als Robert Wüsthoff seiner Enkelin 1959 zu einem Start in Genf verhalf, wo er

82 *I weave you a shroud*, S. 96; vgl. die Szene, S. 268. Die Konflikte sind umso erstaunlicher, weil Rosemarie mehrfach behauptet, auch ihre Tante Maria sei ebenfalls im Lager in den Vogesen gewesen als „Jüdin“ und „Erbkranke“ (vgl. S. 642f.).

83 Karteikarte siehe oben.

84 Schreiben von Anneliese Kortenjann an die Städtische Kunsthalle Recklinghausen vom 5.12.2008.

85 Recklinghäuser Zeitung, Ausg. v. 20.2.1953; vgl. zum Beisetzungsamt in St. Michael: *I weave you a shroud*, S. 358 ff.

86 *I weave you a shroud*, S. 98.

87 *I weave you a shroud*, S. 98–100.

88 *I weave you a shroud*, S. 100.

89 *I weave you a shroud*, S. 377.

90 *I weave you a shroud*, S. 389.

91 Mitteilung des Stadtarchivs Bad Kreuznach (Sterbebuch 309/1955). In den Adressbüchern 1950/51 und 1953/54 wurde sie nicht aufgeführt.

92 *I weave you a shroud*, S. 269. Im Kap. XVIII Maria Heuell, S. 260 ff. geht es um die Schwester der Mutter. „Tante Maria“ sei ebenfalls mit ihr in den Lagern gewesen, bei Kriegsende aber plötzlich verschwunden. In der Nachkriegszeit berichtet sie von Dauerkonflikten zwischen den Familienteilen wegen des Verhaltens der Mutter; die angeblich gemeinsame Lagerzeit wird nicht mehr erwähnt.

93 Einwohnerkarte Martha Wüsthoff, Stadt- und Vestisches Archiv Recklinghausen (mikroverfilmt).

94 Stadt- und Vestisches Archiv Recklinghausen, Bestand III, Nr. 4128. Die Einwohnerkarte vermerkt für ihre Rückkehr nach Recklinghausen das Datum 7.9.1945.

95 Die grundlegenden Publikationen zur Wehrmachtsprostitution liefern keinen eindeutigen Hinweis: Vgl. Christa Paul: Zwangsprostitution. Staatlich errichtete Bordelle im Nationalsozialismus, Edition Hentrich 1994; Insa Meinen, Wehrmacht und Prostitution im besetzten Frankreich, Edition Temmen, Bremen 2002.

96 *I weave you a shroud*, *chronology* datiert das zwischen 1953 und 1959. Nach Erinnerung der Hochlarmarker Zeitzeugen erhielt sie noch die Möglichkeit zum Schulabschluss in der Volksschule 1954.

97 Abdruck der Dokumente: ebda., S. 811 und S. 931–935.

98 *I weave you a shroud*, S. 422, zählt als Aufenthaltsorte ihrer Schwester Heime in Herten, Goch, Handorf, Osterwick und Münster ohne Besuchskontakte auf.

selbst seine Lehre absolviert hatte.⁹⁹ 1965 heiratete sie den Sohn der Familie, in der sie 1959 zuerst gearbeitet hat; die Ehe wurde 1983 geschieden.

Eine in den 1990er Jahren fingierte Identität

Die in den Erinnerungen immer wieder thematisierten familiären Verhältnisse waren desaströs. Der Verlust des Vaters, die Lebensweise und Krankheit der Mutter, dann der Tod von Mutter und Großmutter, eigene Depressionen und mehrere Krankheits-schübe im Lauf ihres Lebens gehörten zu den unmittelbaren Auswirkungen. Dass ein solchermaßen hin und her geschobenes Kleinkind desorientiert und traumatisiert sein muss, dass seine Erinnerungen diffus, von Irrtümern und Verwechslungen geprägt sein können, muss jedem bewusst sein. Es kann hier nicht um eine (Ab-)Wertung von faktischen oder entworfenen Erinnerungsfragmenten gehen, sondern zunächst um die Suche nach einem Erklärungsmuster für ihre spätere Identitäts-Suche.

Ob bei der Suche nach einer Identität ihr Kontakt zu jüdischen Familien in Genf, darunter auch *Dr. Rosenbaum, a Hungarian Jew living in Geneva*¹⁰⁰, der sie dabei unterstützte, ihre Waisenrente aus Deutschland weiter beziehen zu können, z.B. zur Identitätstransformation der väterlichen Familie in eine jüdisch-ungarische Traditionslinie beitrug, ist nicht auszuschließen.

Unverständlich ist die Konstruktion ihrer Identität als Erwachsene spätestens in der 90er Jahren. Als die Texte ihrer jetzigen autobiographischen Fragmente entstanden, begann Rosemarie Koczÿ mit ihren Anfragen beim Suchdienst des Roten Kreuzes: Sie suchte nach Informationen über ihren Vater, wollte insbesondere die Bestätigung seiner ungarischen Nationalität und suchte – auch persönlich in Deutschland und in Recklinghausen – nach Verwandten, vor allem den Geschwistern des Vaters.

Am 9. Juni 1994 antwortete der DRK-Suchdienst ihr daraufhin mit der Zusendung von neun Dokumenten des Standesamtes in Recklinghausen. Sie erhielt die Heirats-, Geburts- und Sterbeurkunden ihrer Familie mit allen Daten – auch den Angaben zur katholischen Religionszugehörigkeit der drei dokumentierten Generationen. Im ebenfalls beigelegten Antwortschreiben an den DRK-Suchdienst vom 25. April 1994 informierte das Standesamt über die ausnahmslos deutsche (bzw. vor 1918 preußische) Staatsangehörigkeit der Familie und fasst dann zusammen:

Wie ich bereits im Schreiben vom 28.10.1991 mitteilte, wurde die Ehe der Eheleute Koczÿ/Wüsthoff mit Wirkung vom 6. September 1943 rechtskräftig geschieden. Von daher ist zu vermuten, daß die Kinder aus familiären und kriegsbedingten Gründen von ihrer Mutter getrennt wurden und in Heimen bzw. bei Pflegeeltern aufwuchsen.¹⁰¹

Die Zusendung dieser und weiterer Dokumente führte aber nicht mehr zu einer Korrektur ihrer inzwischen formulierten Identitätsversion.¹⁰³ Stattdessen werden die in der Autobiographie enthaltenen Hinweise auf eine christliche Sozialisation relativiert und es entstand das Narrativ einer seit Generationen heimlich jüdisch geprägten Genealogie sämtlicher Vorfahren. Dabei wäre dies selbst bei einer nachweisbaren Validität für die Frage der Diskriminierung oder Deportation der Familie wegen der NS-Rassenpolitik irrelevant:

Wenngleich die NS-Propaganda ihrem biologisch-völkischen Rassismus einen wissenschaftlichen Nimbus zu geben trachtete und „Rassenkunde“ als Unterrichtsfach in die Schulen einzog, war der NS-Staat in der Praxis nicht fähig, Angehörige der so genannten „jüdischen Rasse“ nach genetischen Gesichtspunkten zu identifizieren.¹⁰⁴ Stattdessen galten die nachweisbaren Religionszugehörigkeiten über drei Generationen als Basis „rassischer“ Einordnungen. Bereits Schülerinnen und Schüler wurden im Unterricht aufgefordert, solche „Ahnenpässe“ anzufertigen und vorzuweisen. Der Eintrag der eigenen Religionszugehörigkeit und der der Eltern wurde Pflicht in sämtlichen amtlichen Dokumenten, wie Geburts-, Heirat-, Sterberegistern der Standesämter, der Eintragungen in Einwohnermeldeämtern oder selbst in den Hausstandsbüchern der Ordnungsämter.

Nach dem Erlass der Nürnberger Rassegesetze vom 15. September 1935 hatten bereits Rosemarie Koczys Eltern bei der standesamtlichen Trauung 1938 diesen über drei Generationen (also auch Rosemaries Urgroßelterngeneration) zu belegenden Nachweis zu erbringen und dies beanstandungsfrei geschafft. Dies galt auch für

99 Der Hochlarmarker Rudolf Kortenjann in einem Gespräch mit dem Verf. am 8.9.2017: Als Kind habe Robert Wüsthoff ihn immer mit der Aussage beeindruckt, dass er französisch spreche. Er habe wohl in Genf als Geselle gearbeitet oder dort seinen Meister gemacht.

100 *I weave you a shroud*, *Chronology*, S. j

101 Schreiben des Standesamtes Recklinghausen an den DRK-Suchdienst vom 25.4.1994, in: *I weave you a shroud*, S. 637 f. Auf den folgenden Seiten folgt der Abdruck des Schreibens des Amtsgerichts Recklinghausen vom 27.6.2002 mit dem Dokument von 13.6.1951 über die Todeserklärung des Vaters Karl Koczý zum 31.12.1945 auf Antrag seiner zweiten Ehefrau Franziska.

102 Abdruck: *I weave you a shroud*, S. 327-328. Vgl. ebda., S. 637 f.

103 Kap. XXIII *The Red Cross*, in: *I weave you a shroud*, S. 317 ff. und Kap. XLIV *Killed Twice. The Red Cross 1942–2002*, S. 624–640, ist voller Vorwürfe gegen den Suchdienst des Roten Kreuzes und lehnt den Inhalt der inzwischen zugesandten Dokumente ab, soweit sie nicht in ihre Identitätskonstruktion passen.

104 Ein in Recklinghausen besonders bekanntes Beispiel ist das Schicksal des jüdischen Jungen Sally Perel, der sich als 16-jähriger – rassisch als „Volksdeutscher“ eingeordnet – zu tarnen vermochte. Der Autor des Buches „Ich war Hitlerjunge Salomon“ wird jährlich als Zeitzeuge vom Fachbereich Jugend der Stadt Recklinghausen für Veranstaltungen in Schulen eingeladen.

110 27.04.94

STADT RECKLINGHAUSEN

Der Standesbeamte



DRK-Suchd. Md.
27. April 1994

Stadt Recklinghausen 45655 Recklinghausen

Abt. Amt.

An das
Deutsche Rote Kreuz
-DRK-Suchdienst-
Infanteriestr. 7 a
80797 München

Standesamt Recklinghausen	
Dienstgebäude Rathausplatz 3	
Eingang/Zimmer Rathaus / Zimmer	
Auskunft erteilt	
Telefon (02361) 50 -	Telefax (02361) 50 - 12 34

Datum und Zeichen Ihres Antrages

Mein Zeichen

Datum

*cardinalis DATUM
26.6.1942*

34-Str

25.04.1994

Koczy, Karl, geboren am 19.06.1912 in Recklinghausen (St.Amt I, j. Recklinghausen Nr. 580) und Familie; dortiges Schreiben vom 01.03.1994 - AZ. I 10-Wo-Wv-Va.

Sehr geehrte Damen und Herren,

nach Abschluß meiner umfangreichen Ermittlungen in obiger Angelegenheit bin ich zu folgendem Ergebnis gelangt:

Der Vater von Frau Rosemarie Koczy, nämlich Karl Koczy, wurde von seiner zweiten Frau, Franziska K. geb. Madroszkiewicz, für tot erklärt (rechtskr. Beschluß des AG Recklinghausen - 9 II 169/50 -, als Zeitpunkt des Todes wurde der 31. Dezember 1945 festgestellt). Die 2. Ehe wurde hier (St.Amt I, jetzt Recklinghausen Nr. 23/1944) am 01.02.1944 geschlossen.

**
prüfen
durch
die
Nkz
Stimmt
Nicht
10*

Wie ich bereits mit Schreiben vom 28.10.1991 mitteilte, wurde die Ehe der Eheleute "Koczy / Wüsthoff" mit Wirkung vom 06. September 1943 rechtskräftig geschieden. mit Von daher ist zu vermuten, daß die Kinder aus familiären und kriegsbedingten Gründen von Ihrer Mutter getrennt wurden und in Heimen bzw. bei Pflegeeltern aufwuchsen. Stimmt nicht siehe unten *

Aus dem hiesigen Melderegister konnte in Erfahrung gebracht werden, daß der Vater der Anfragenden noch 7 Geschwister (die im Säuglingsalter verstorbenen nicht eingerechnet) hatte, von denen jedoch nur noch die jüngste Schwester, Frau Berta Kirchmeyer geb. Koczy, wohnhaft 45661 Recklinghausen, Auguststr. 7, lebt.

Zum anderen waren "Karl Koczy" und seine Eltern deutsche Staatsangehörige, da sie im Melderegister mit nicht nachgewiesener "Preußischer Staatsangehörigkeit" erfaßt waren.

** Stimmt nicht: Konzentration lages Dapostation
TRAUNEN Bielefeld
Konzentrationslager: OTTEN HAUEN Saarbrücken
NATZweil STZuchhof!*

Ich füge letztlich folgende Personenstandsurkunden für Frau "Rosemarie Koczy" bei:

- 1.) Heiratsurkunde der Eltern des Karl Koczy,
nämlich "Franz Koczy / Elisabeth Wilhelmine Bertha Horstmann" (I RE Nr. 29/191)
- 2.) Geburtsurkunde der Ehefrau zu 1) - I RE Nr. 131/1876 -
- 3.) Sterbeurkunde des Ehemannes zu 1) - I RE Nr. 717/1944 -
- 4.) Geburtsurkunde des Vaters der Anfragenden (I RE Nr. 580/1912)
- 5.) Geburtsurkunde der Mutter der Anfragenden (I Amt RE Nr. 1275/1920)
- 6.) Heiratsurkunde der Eltern der Anfragenden (I RE Nr. 442/1938) mit Scheidungsvermerk und Wiederannahme des Geburtsnamens der Frau
- 7.) Heiratsurkunde der 2. Ehe des Vaters der Anfragenden (I RE Nr. 23/1944) mit Vermerk über Todeserklärung
- 8.) Geburtsurkunde der "Rosemarie Inge Koczy" (I RE Nr. 171/1939)

~~9.) Geburtsurkunde des Schwagers "Gisela Martha Koczy" (I RE Nr. 176/1944) die~~
~~im 2. Ehestande war (I RE Nr. 131/1876)~~

~~10.) Geburtsurkunde des Bruders "Hilmar Wilhelm Koczy" geb. am 11. November 1905 in~~
~~Recklinghausen bei Wuppertal (I RE Nr. 27/1945)~~

Außerdem füge ich die Kopien der Schreiben der Frau Rosemarie Koczy mit entsprechenden Anmerkungen bei, die Sie evtl. ebenfalls bei der Auswertung des Falls berücksichtigen können.

Ich hoffe, daß Sie mit diesen Ausführungen und den beigelegten Urkunden nunmehr die in den USA lebende Frau Rosemarie Koczy zufrieden stellen können.

Mit freundlichen Grüßen
Der Standesbeamte


-Strauß-

Abb. 9 a / Abb. 9 b: Vorder- und Rückseite des Schreibens des Standesamtes Recklinghausen an den DRK-Suchdienst, weitergeleitet an Rosemarie Koczy, versehen mit ihren Anmerkungen. Geschwärzt: Angaben zu Personenstandsurkunden der Schwester und des Bruders von Rosemarie Koczy.¹⁰²

die Eheschließung der Schwester ihrer Mutter 1942.¹⁰⁵ Als Jude galt, wer der Glaubensgemeinschaft angehörte oder mindestens drei jüdische Großelternpaare hatte; entsprechend gab es die Abstufungen „Halb“-oder „Vierteljude“.

Dass die Eltern in der Heiratsurkunde als deutschblütig eingetragen wurden, entsprach exakt dem rassistisch gemeinten Terminus der Nürnberger Gesetze von den *Reichsbürgern als Staatsangehörigen deutschen oder artverwandten Blutes*, was im selben Jahr vom Reichsinnenministerium mit dem Terminus *deutschblütig* gleichgesetzt wurde. Rosemarie Koczý setzt sich in ihren autobiographischen Aufzeichnungen mehrfach allgemein mit diesem Begriff auseinander, ohne die Motivation der Intensität ihrer Beschäftigung mit dem Begriff – nämlich die Eintragungen in der Heiratsurkunde der Eltern – offen zu legen.

Dabei vermutet er fälschlicherweise, *deutschblütig* sei damals eine minderwertige Bezeichnung gewesen.¹⁰⁶ Den Unterlagen lässt sich zudem entnehmen, dass dem jungen Paar auch ein sogenanntes „Ehestandsdarlehen zur Förderung von Eheschließungen“ gewährt wurde. Die 1933 eingeführte Regelung verfolgte mehrere Ziele, so die Minimierung der Arbeitslosigkeit (die Ehefrau hatte ihre Arbeit aufzugeben), die Stärkung der Binnennachfrage (Kauf von Hausrat) und die bevölkerungspolitische Steigerung der Geburtenzahlen. Die Durchführungsverordnungen schlossen „Nichtarier“ und „Erbkranke“ von der Förderung aus.

Der Deutungskonstruktion einer über Generationen hindurch offenbar erfolgreichen Tarnung der wahren jüdischen Identität allen behördlichen Familiendokumenten zum Trotz folgt nun dann irritierenderweise an anderer Stelle eine Erklärung für die behauptete Verfolgung: Danach hätten sich die jüdischen Großeltern eine Konversion zum Katholizismus oder einen arischen Stammbaum nicht kaufen können.¹⁰⁷ Warum dies angesichts der ja bereits vorhandenen Dokumente nötig gewesen sein sollte, bleibt ein faktisches und logisches Rätsel.

Mit Wirkung vom 1. Januar 1939 hatten alle jüdischen Bürger – wie oben bereits dargestellt – zudem ein weiteres „Kennzeichen“ ihrer Zuordnung vorzuweisen. In den nun durch die Polizeibehörden auszustellenden „Kennkarten“, die die Personalausweise ersetzten, waren „typisch jüdische“ Vornamen zu ergänzen, wenn die Namensgebung nicht eindeutig erschien. Dies bedeutete in der Regel den Zwang zur rückwirkenden Annahme des Zweitnamens „Sara“ bzw. „Israel“ und bei Geburten das Verbot, nicht eindeutig jüdische Vornamen einzutragen.

Die Maßnahme wurde auch in Recklinghausen mit bürokratischer Gründlichkeit durchgeführt und erstreckte sich selbst auf nun ausgeführte Sterbeurkunden, wie

z. B. bei William Hirschberg 1941 und Ernst Frankenberg 1940.¹⁰⁸ Im letzteren Fall hatte der Standesbeamte den Namenszusatz im Kopf der Urkunde vergessen und fügte deshalb unten bürokratisch penibel hinzu: *Hinter dem Vornamen ist der Vorname ‚Israel‘ einzufügen*. Diese diskriminierende Maßnahme findet sich im Falle der Familie bei keiner Urkunde. Auch die Geburtsurkunden von Rosemarie Inge 1939 und ihrer Schwester 1941 wiesen keine „jüdischen“ Vornamen auf und die Todesurkunde des Großvaters väterlicherseits 1944 war frei von einem jüdischen Pflicht-Zusatznamen.

Über dessen Tod schreibt sie: *Frantz Koczÿ, my father's father was killed at the age of seventy-three with a bullet to the neck by the Germans in his kitchen because he was an invalid and not transportable to the deportation train, the 28th of October 1944.*¹⁰⁹ Im Jahr 1944 gab es aber keine Deportationen mehr; die bereits 1942 deportierten Recklinghäuser Juden waren zu dem Zeitpunkt bereits verhungert, in den Wäldern von Riga erschossen oder in Auschwitz vergast worden. Ihr Schwiegervater starb dagegen in seinem Haus an der Stuckenbuschstraße 57 an beurkundeten Krankheiten und die Todesurkunde wurde gegen gezeichnet von seinem Sohn Eduard, der ebenfalls unbehelligt in Recklinghausen lebte.

Historisch ist eindeutig belegbar, dass weder Rosemarie Koczÿ noch Familienmitglieder aus der Sicht der nationalsozialistischen Behörden als nichtdeutsch, nicht-arisch, jüdisch eingeordnet wurden. Infolgedessen waren sie keinerlei antisemitisch motivierten Pressionen ausgesetzt. Trotzdem blieb Rosemarie Koczÿ über die Jahre bei ihren autobiographischen Darstellungen und Interpretationen einer durch-



105 Die Eheschließung erfolgte am 5.1.1942, vgl. Einwohnerkarte Maria Wüsthoff sowie Familienkarte Kuno Heuell, Stadt- und Vestisches Archiv Recklinghausen (mikroverfilmt).

106 Vgl. *I weave you a shroud*, S. 51 f.: „Why were they third category in Germany? Neither “Reichsdeutsch” (Germans of the Reich – Aryans) nor “Volksdeutsch” (of German stock), but “Deutschblütig” (of German blood)?“; *“We were without papers, neither Reichsdeutsch nor Volksdeutsch Germans; we were in the third category: Untermensch, Mischlinge (Sub-humans, mixed-bleeds).* Vgl. ebda., S. 78 f., S. 321, S. 629. Entscheidend für die rassische Einordnung war aber die Rubrik “deutschblütig” der Heiratsurkunde. Die Rubriken “Reichsdeutsch” und “Volksdeutsch” waren nicht ausgefüllt, weil beide Ehepartner in Recklinghausen geboren waren. Als Reichsdeutsche galten auch Deutsche in den vormaligen Grenzen 1871–1918, als Volksdeutsche Angehörige der deutschsprachigen Minderheiten in Südosteuropa.

107 *I weave you a shroud*, S. 336: *My grandfather and my grandmother Hinfefent Wüsthoff were Jews and they couldn't buy their conversion to catholicism or a genealogical tree showing for generations of pure Germans! Many Germans bought their conversion to catholicism and were saved from the deportation.*

108 Urkunden des Standesamtes Nr. 430/1941 und Nr. 98/1940.

109 *I weave you a shroud*, Kap. VIII *My missing family*, S. 49–59. Sie bezeichnet seine gesamte Familie als jüdisch und vermisst. Letzteres war zu diesem Zeitpunkt vermutlich subjektiv richtig, weil es keinen Kontakt gab. Die Sterbeurkunde Nr. 717 im Standesamt Recklinghausen gibt Auskunft über den Tod am 30.10.1944 im Haus Stuckenbuschstr. 57 und nennt die Krankheiten, die zum Tod führten. Gemeldet wurde der Tod durch Sohn Eduard, der ebenso wie sein Vater zu diesem Zeitpunkt unbehelligt in Recklinghausen lebte.



Abb. 10: Haus Hochlarmarkstraße 97 mit dem Baudatum "1914" in den Fassade: Architektur-
skizze 1914¹¹²

gehenden Diskriminierung der Familie aus Gründen der nationalsozialistischen Rassen- und Vernichtungspolitik, für die sie schon für die Arbeitslosigkeit beider Eltern,¹¹⁰ deren spätere Scheidung sowie ihr eigenes Deportationsschicksal und das der Familie verantwortlich machte. Auch die jahrelange Krankheit und den Tod der



Abb. 11: Zustand Herbst 2017 (Foto: Georg Möllers, 2017).

Großmutter Wüsthoff 1953 führt sie auf die mangelhafte medizinische Versorgung von Nichtariern zurück.¹¹¹

110 *Chronology*, in: *I weave you a shroud*, S. e, datiert den Arbeitsplatzverlust auf die Jahre 1940/41.

111 *I weave you a shroud*, S. 375.

112 Hausakte der Baupolizeiverwaltung Stadt Recklinghausen, S. 47. Ein Foto mit den Familienmitgliedern vor dem Haus und dem Firmenschild „Wüsthoff“ in: *I weave you a shroud*, S. 944.

Noch befremdlicher wirken die Hinzufügung einer Reihe weiterer Details, mit denen sie ihre Identitätskonstruktion noch erweitert. Dazu sei nur auf einige Beispiele verwiesen: Über das großelterliche Haus, in dem sie aufwuchs, heißt es, *the house you see was custom-built by very fine Italian masons* und *was designed by Petri, a Romanian Jewish architect*.¹¹³ Tatsächlich stammte Architekt August Hesse aus Herne. An anderer Stelle widmet sie ein Kapitel ihrer Nachkriegsbegegnung mit *Ella Arnold, Jew, survivor of the camps*, deren Juweliergeschäft in der Innenstadt am 9./10. November 1938 zerstört worden sei und deren grausame Verstümmelung während ihrer Deportationszeit sie habe erleben müssen.¹¹⁴ Eine weitere Recklinghägerin namens Lieselotte Mueller erwähnt sie als Jüdin und Freundin ihrer Mutter, die vermutlich vergast worden sei.¹¹⁵

Ob es an dieser Entwicklung ihrer Lebenslegende oder an anderen Umständen lag, jedenfalls riss in dieser Zeit auch der Kontakt zum Hochlarmarker Freundeskreis ab. Dort befremdete jedenfalls in den 1990er Jahren die Erfahrung einiger Menschen, die Rosemarie Koczÿ und ihre Familie in der Nachkriegszeit unterstützt hatten. Sie hatten sie bei einem New York-Besuch treffen wollen und konnten die Ablehnung jeglichen Kontakts nicht verstehen. Erst im Jahre 2001 schilderte Rosemarie Koczÿ brieflich ihren Leidensweg in den Lagern, was ihren Freundeskreis aus Hochlarmark schockierte.¹¹⁶

Die ambivalente Wertung des Kontakts zu einem Stiefbruder steht wohl auch im Kontext von Lebensdeutungen. Von seiner Existenz hatte sie erst durch den DRK-Suchdienst erfahren, der ihr am 17. Januar 1992 seine Adresse in Nürnberg übersandte.¹¹⁷ Ihre Mutter Martha Wüsthoff hatte nämlich am 1. Juli 1945 in Fischbach bei Nürnberg einen Sohn geboren.¹¹⁸ Rosemarie Koczÿ hat nach ihren Erinnerungen die Begegnung mit ihm herbeigesehnt und schreibt dann verzweifelt, wie sie ihn 1992 fand und 1995 wieder „verlor“. In den verschiedenen Versionen entwickelte sich ein Streit um den Holocaust, der im Vorwurf mündete, er sei in einer Nazi-Familie aufgewachsen. Die Konfliktschilderungen lassen vermuten, dass er ihre Rolle als Holocaust-Opfer anzweifelte und zudem über die Mutter, die ihn in eine Pflegefamilie gegeben hatte, anders urteilte als die älteste Tochter.¹¹⁹

In den Jahren 2002–2004 ließ sich Rosemarie Koczÿ bei der *Conference on Jewish Material Claims Against Germany* unter der Nummer 92614379 in das *Program for Former Slave and Forced Laborers* registrieren. Sie gab an, im Alter von drei bis sechs Jahren von 1942 bis 1945 als „Nicht-Arierin“ auf Bauernhöfen und Straßen in verschiedenen KZ-Außenlagern Zwangsarbeit habe leisten zu müssen und erhielt aus dem Fonds Entschädigungszahlungen.¹²⁰

Resümee

Die historisch-biografische Untersuchung kann auf der Basis der vorliegenden Quellen das Lebensschicksal der Rosemarie Koczÿ und ihrer Familie nicht durchgängig klären. Keine Zweifel bestehen jedoch daran, dass ihre Identitätskonstruktion als Opfer des antisemitischen NS-Terrors nicht haltbar, sondern nachweislich konstruiert ist. Warum sie diese Projektion auch aufrecht erhielt, als sie spätestens in den 1990er Jahren eindeutig gegenteilige Belege erhielt und sich wohl auch vom Vorwurf der Lüge bedroht sah,¹²¹ ist eine offene Frage, die an anderer Stelle unter psychologischen Gesichtspunkten betrachtet wird.

- 113 *I weave you a shroud*, Kap. II, S. 7 f. Die Hausakten Hochlarmarkstr. 97 der Baupolizeiverwaltung Stadt Recklinghausen (hier: Bd. 1) enthalten die Bauanträge: Bauherr war der Kaufmann Carl Hinkfent, der für seine Tochter und ihren Ehemann das Wohn- und Geschäftshaus an der damaligen Bahnhofstr. 7, später Hochlarmarkstr. 97 errichtete. Er besaß in Herne eine Pelzwarenfabrik und ein Hut-, Mützen und Schirmlager und beauftragte August Hesse, Herne i.W. – Architekt B.D.A. – Atelier für kirchliche und profane Architektur und Bauleitung mit Sitz in Herne und Traben-Trarbach, der am 20.5.1914 mit dem Bau begann. Später ist Robert Wüsthoff als Eigentümer eingetragen.
- 114 Kap. IV, Ella Arnold, in: *I weave you a shroud*, S. 16 ff. Ihr seien im Lager Ohren, Nase und Zunge abgeschnitten worden. Eine jüdische Familie Arn(h)old gab es in Recklinghausen nicht. Auf der Liste jüdischer Gewerbebetriebe und bei den Zerstörungen am 9./10.11.1938 ist nicht belegt, bei den Deportationen auch nicht. Die Unterlagen des Einwohnermeldeamtes und die Adressbücher belegen einen Gewerbebetrieb (Kunstgraveur) Erich Arnhold – evangelisch – und Ehefrau Eleonore (Ella) seit 1921. Unter der Adresse Markt 8 ist in den Adressbüchern 1938 und 1943 die Goldwarenhandlung Erich Arnhold, Inh. Ella Arnhold vermerkt; auch 1943 wohnt dort die Witwe Elenora Arnhold. Auch ab 1949 ist das Uhrengeschäft Arn(h)old, Markt 8, gemeldet.
- 115 *I weave you a shroud*, S. 80 f. Den Namen gab es unter den jüdischen Familien in Recklinghausen nicht; er ist auch nicht in Yad Vashem oder im Bundesarchiv Koblenz als Recklinghäuser Opfer dokumentiert.
- 116 Gespräch mit Rudolf Kortenjann vom 8.9.2017. Anlass des Schreibens waren auch Erbschaftsfragen bezüglich des inzwischen zwangsversteigerten Hauses Hochlarmarkstr. 97.
- 117 Schreiben vom 17.1.1992, in: *I weave you a shroud*, S. 795.
- 118 In *I weave you a shroud*, S. 80, heißt es: Die Mutter habe von einem „Todesmarsch“ im schwangeren Zustand von Traunstein nach Schliersee und von dort nach Fischbach gesprochen. Sie habe das Kind bei der Geburt als Sohn ihres Ex-Mannes ausgegeben und zur Pflege übergeben. Rosemarie nennt die Pflegeeltern nach dem Zerwürfnis mit ihrem Halbbruder eine Nazi-Familie. Bei ihrem dortigen Besuch 1992 sei ihr das einzige Foto gezeigt worden: Ihre Mutter *proudly carried, on her left shoulder my brother, a tiny baby in good health*. Gemäß *I weave you a shroud*, S. 464-468, habe die Mutter den 100 km langen Todesmarsch ab 3.5.1945 barfuß überlebt. Sohn Walther Wüsthoff wurde bei der Anmeldung von Martha Wüsthoff im Einwohnermeldeamt Recklinghausen am 7. September.1945 (!) nicht erwähnt. Vgl. auch S. 256 f, wo sie einem anderen Familienmitglied vorwirft, das Holocaustschicksal der Familie zu leugnen. Vgl. hierzu auch S. 449: Beim Besuch 2001 in Recklinghausen verweigerten die in Recklinghausen lebenden Familienmitglieder Koczÿ den Kontakt.
- 119 Vgl. *I weave you a shroud*, S. j sowie S. 81f.
- 120 Vgl. den Abdruck der Unterlagen in: *I weave you a shroud*, S. 403, 716–722. Die Belege dokumentieren 6100 USD (2003), 1450 USD (2004) 1660 EUR (2004).
- 121 Am 1. September 1998 unterzeichnete sie eine Notiz mit: *“Rosemarie Koczÿ. Untermensch. Third category even in the U.S.A. where NO ONE BELIEVES ME!*, in: *I weave you a shroud*, S. 105; vgl. auch ebda., S. 43.

Das Symposium am 8. November 2017 in der Kunsthalle Recklinghausen fand zwischen zwei festen Daten der Recklinghäuser Gedenkkultur statt. Am Sonntag zuvor trafen sich auf Einladung der Jüdischen Kultusgemeinde Gemeindeglieder, Bürgerinnen und Bürger, Vertreter der Städte und gesellschaftlicher Gruppen wie alljährlich vor dem Mahnmal mit 215 Opfernamen auf dem Jüdischen Friedhof. Sie gedachten im Gedenken an die brutale Auflösung des Ghettos Riga aller Holocaust-Toten. Am 9. November versammelten sich Bürgermeister und Bürgerschaft auf Einladung der 1961 gegründeten Gesellschaft für Christlich-Jüdische Zusammenarbeit am Mahnmal in der Innenstadt und gedachten der jüdischen Opfer von Diskriminierung, Deportation und Ermordung. Angesichts des Schicksals von Rolf Abrahamsohn, des letzten Riga-Überlebenden der Jüdischen Gemeinde Recklinghausen, der sich trotz seiner Gebrechlichkeit und der Kälte wie alljährlich in der Pflicht sah, der Toten seiner Familie und der Gemeinde in einer Ansprache zu gedenken, fällt es schwer, Verständnis für die jüdische Identitätslegende Rosemarie Koczys aufzubringen.

Zu Beginn des anfangs zitierten Interviews wurde Rosemarie Koczý gefragt: *Berücksichtigt ihr Werk alle Kriege der Erde? Sind alle Opfer die ihren?* Ihre damalige Antwort verband diesen Teil ihres Werkes untrennbar mit ihrer Biographie: *Ich erinnere mich an nichts anderes als an meinen Holocaust, die Ausrottung meines Volkes, mein Lager. Ich kann nicht über Vietnam sprechen, wo ich niemals gewesen bin [...]. Ich kann über nichts als mein eigenes Leben Zeugnis geben.*¹²²

Was die unerwarteten, irritierenden und schockierenden Recherche-Ergebnisse für die Bewertung ihres ausgesprochen umfangreichen künstlerischen Schaffens bedeutet, wird in einem weiteren Beitrag bewertet. Auch diese Anfrage ist – gemessen an den selbst formulierten Ansprüchen – schwerwiegend.

122 Dazu formulierte sie am 16.3.2002 eine notariell beglaubigte Erklärung von Rosemarie Koczý, wonach ihre Werke nur im Zusammenhang mit dem dreisprachigen Motto, der Karte aller Konzentrationslager und dem Hinweis auf ihr Leben in den namentlich benannten Konzentrationslagern gezeitigt werden dürften, in: *I weave you a shroud*, S. 553 a.



Rosemarie Koczÿ, 31.12.2000, Tusche auf Papier, 35,7 x 27,3 cm

Rosemarie Koczÿ als erinnerungsverfälschende „Zeitzeugin“

Wege und Grenzen einer fiktionalen jüdischen Identität

von Matthias Kordes

Unsere Vergangenheit ist eine fiktionale Repräsentation und das Einzige, dessen wir uns einigermaßen sicher sein können, ist das, was in der Gegenwart geschieht.¹

Zeitzeugenschaft

Neuere Geschichtswissenschaft und Zeitgeschichtsforschung kennen etwa seit Mitte der 1990er Jahre das gelehrte Bonmot, nach welchem der Zeitzeuge der natürliche Feind des Historikers sei. Diese gleichermaßen ironisierende und polemische Formel bringt einen Erkenntniskonflikt zum Ausdruck, der aus dem Aufstieg der spezifisch deutschen Gedenk- und Erinnerungskultur einige Jahre vor der Jahrhundertwende entstanden ist: Zugrunde liegt die intensivierte Auseinandersetzung mit Überlebenden von Massenverbrechen und ihren Schilderungen im Rahmen der ‚Aufarbeitung‘ der NS-Vergangenheit.

Daraus entstand eine opferzentrierte Erinnerungskultur, die Selbsterlebtem den gleichen Rang zuordnet wie dem Quellenstudium ‚objektiver‘ Überlieferungsformen. Der subjektive, moralisierende Duktus von Ego-Dokumenten individueller Erinnerung entwickelt auf diese Weise Reibungsflächen gegenüber dem mit Methodenbewusstsein rückgekoppelten, auf geisteswissenschaftlicher Hermeneutik beruhenden Darstellungs- und Erklärungsanspruch der Geschichtswissenschaft. Die zugespitzte Fragestellung lautet demnach: Können Tatsachenbehauptungen und Erinnerungserzählungen von Zeitzeugen die posterioren und deduktiven Konstrukte und Narrative der Historiker erschüttern oder gar zerstören? Oder ‚müssen‘ Historiker zwangsläufig den induktiven und höchstpersönlich memorierten Wahrheitsanspruch von Zeitzeugenaussagen dekonstruieren? Diese Debatten um Divergenzen in der Deutung sind in ihrer Problematik nicht zu unterschätzen² und sorgen für eine mitunter schwierige *Verortung des Historikers im Haifischbecken von Erinnerung, Wissenschaft und Gedenkkultur vor der Kulisse von Verbrechen, von Opfern und Tätern.*³

Das Spannungsverhältnis besteht aus der Aneignung von ‚gefühlter Geschichte‘ unmittelbarer Erfahrung⁴ (welches Erlebtes und Erlittenes in höchst dramatischer, für Unbeteiligte möglicherweise kaum nachvollziehbarer Form beinhalten kann) einerseits

und einer – sich methodisch selbst reflektierenden – Historiographie andererseits. Letztere hat das Abstrakte und Strukturelle eines geschichtlichen Ablaufes in Rechnung zu stellen und zugleich sächliche, objektive, unabhängig von (auto-) biografischen Kontexten entstandene Dokumente und Überreste zu berücksichtigen.

Zeitzeugen als ernstzunehmende, weil im buchstäblichen Sinne lebendige Quellen nutzt die Forschung schon seit den 1950er Jahren. Der auf bestimmte biografisch-narrative Fragetechniken fokussierte Umgang mit ihnen steht, wie oben bereits gesagt, für eine meist auf die Opferperspektive konzentrierte Spielart der „oral history“⁴⁵. Diese ist in – auch zunehmend massenmedial ausgetragener – Auseinandersetzung mit der NS-Geschichte im Allgemeinen, des Zweiten Weltkrieges, des Geschehens um Flucht und Vertreibung nach 1944/45, allem voran natürlich bezüglich der *Shoah* entstanden.

Erste methodische Ansätze entwickelte bereits die große, von Theodor Schieder bearbeitete Quellenedition über Zwangsauswanderung der Deutschen aus den Ostgebieten mit der Befragung von zahlreichen Flüchtlingen und Vertriebenen.⁶ Der eigentliche Durchbruch in der Bewertung des Zeitzeugen als geschichts- und rechtswissenschaftliche Größe geschah jedoch erst in der ersten Hälfte der 1960er Jahre, als der sog.



- 1 Julia Shaw: Das trügerische Gedächtnis: Wie unser Gehirn Erinnerungen fälscht. München 2016, S. 280.
- 2 Konrad H. Jarausch: Zeitgeschichte und Erinnerung. Deutungskonkurrenz oder Interdependenz?, in: Ders. / Marton Sabrow (Hg.): Verletztes Gedächtnis. Erinnerungskultur und Zeitgeschichte im Konflikt. Frankfurt a.M./New York 2002, S. 9-37.
- 3 Zu dieser methodischen Diastase vgl. insbes. Susanne Greiter: Flucht und Vertreibung im Familiengedächtnis. Geschichte und Narrativ, München 2014, bes. S. 35-64, Zitat S. 27.
- 4 Vgl. hierzu Christoph Richter: Zeitzeugen in der Öffentlichkeit: Gefühlte Geschichte, in: http://www.deutschlandfunkkultur.de/zeitzeugen-in-der-oeffentlichkeit-gefuehlte-geschichte.976.de.html?dram:article_id=329387.
- 5 Zur Methodenkritik vgl. Harald Welzer: Das Interview als Artefakt. Zur Kritik der Zeitzeugenforschung, in: BIOS – Zeitschrift für Biographieforschung und Oral History, 13 (2000), S. 51-63.
- 6 Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa; Bd. I/1-2: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus den Gebieten östlich der Oder-Neiße, Einleitende Darstellung und Dokumente, Bd. I/3: Polnische Gesetze und Verordnungen 1944-1955, Bd. II: Das Schicksal der Deutschen in Ungarn; Bd. III: Das Schicksal der Deutschen in Rumänien, Bd. IV/1-2: Die Vertreibung der deutschen Bevölkerung aus der Tschechoslowakei, Bd. V: Das Schicksal der Deutschen in Jugoslawien. Bundesministerium für Vertriebene, Flüchtlinge und Kriegsgeschädigte (Hg.), München 1984. Zur Fachdebatte vgl. Matthias Beer: Im Spannungsfeld von Politik und Zeitgeschichte: Das Großforschungsprojekt „Dokumentation der Vertreibung der Deutschen aus Ost-Mitteleuropa“, in: Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte 46 (1998), S. 345-398; Bernd Faulenbach: Die Vertreibung der Deutschen aus den Gebieten jenseits von Oder und Neiße. Zur wissenschaftlichen und öffentlichen Diskussion in Deutschland, in: Aus Politik und Zeitgeschichte, Ausg. Dezember 2002 (<http://www.bpb.de/apuz/26557/die-vertreibung-der-deutschen-aus-den-gebieten-jenseits-von-oder-und-neisse?p=all>); Maren Röger: Zeitzeugen von Flucht, Vertreibung und Heimatverlust im deutschen Geschichtsfernsehen: Funktionen und Funktionalisierungen, 1981–2010, in: http://www.bkge.de/Downloads/Zeitzeugenberichte/Roeger_Geschichtsfernsehen.pdf.

Eichmann-Prozess und die Frankfurter Auschwitz-Prozesse neue kommunikative Qualitäten ‚selbst erlittener Zeitgeschichte‘ ins Spiel brachten.⁷

Angesichts der Monstrosität der NS-Verbrechen gilt zunächst das Diktum Primo Levis: *Von Menschen, die diese äußerste Erniedrigung kennengelernt haben, ist keine Zeu- genaussage im juristischen Sinn zu erwarten. sondern etwas, das zwischen Klage, Fluch, Sühne und dem Bemühen um Rechtfertigung und Wiedererlangung der eigenen Würde liegt.*⁸ Ebenfalls in den Verlauf der 1960er Jahre fällt die Entdeckung des KZ- oder Überlebendensyndroms, das auch Rosemarie Koczÿ umfänglich für ihr Selbstbild in Anspruch nimmt: Psychophysiologische Langzeitfolgen wie Albträume, Depressionen, chronische Angstzustände und andere psychische Erkrankungen gerieten in den Blick der Forschung.⁹ Wegweisend wurde dabei die Feststellung, dass Zeuge, Zeitzeuge, Patient und überlebendes NS-Opfer mitunter zu Synonymen werden können. Zu den juristisch-prozessualen Aspekten dieser Zeugenschaft gehört daher auch die Viktimologie, d.h. die kriminologische Lehre von Opfertypologien, Opferpersönlichkeiten und deren Beziehungsstrukturen. Auch die Traumatheorie und die Erinnerungs- und Gedächtnispsychologie, auf die später noch eingegangen werden soll, sind Bestandteil dieser modernen Opferforschung.¹⁰

I weave you a shroud: Quellenkritik und Falsifikation


Ein besonderer, auf völliger Unschuld und totaler Wehrlosigkeit beruhender Opferstatus eines Verfolgten des NS-Regimes entsteht – natürlich ganz ohne kriminologische Implikation –, sofern er/sie in den 1940er Jahren ein Kind war: *child survivors* mit ihrem genuin kindlichen (Rück-) Blick auf die NS-Massenverbrechen bilden inzwischen eine besondere Kategorie von Erinnerungsträgern und Zeitzeugen, die sich in eigenen Organisationsformen¹¹ und einer eigenen Schriftenreihe¹² zu Wort melden.

Der dreibändige Lebensbericht Rosemarie Koczÿs enthält zahlreiche Erzählstränge und Exkurse zu ihrer KZ-Leidensgeschichte, zur Nachkriegszeit, Reflexionen über private bzw. öffentliche Verdrängung bzw. Verleugnung des Holocaust, Lamentationen über fehlende Empathie und borniertes Unverständnis ihrer deutschen Zeitgenossen, kritische Betrachtungen über bestimmte Familienangehörige, Zitationen aus Gesprächen und persönlichen Begegnungen, schließlich auch Reportagen ihrer späten Deutschlandreisen. Das Oeuvre ist ein kumulativ, über längere Zeiträume und thematisch sprunghaft angelegtes, nur schwach strukturiertes, daher schwer lesbares Textcorpus, dem jedwede Endredaktion fehlt. Das literarische Genre und die Tonalität des autobiografischen Überlebendenberichts¹³ einschließlich der eingehenden Schilderungen von Grausamkeiten und Gewaltakten bleibt auch bei Koczÿ gewahrt.

Blicken wir auf diese überaus wortreichen, dreibändigen Memoiren, das darin entfaltete Holocaust-Narrativ und das darauf aufbauenden Selbstportrait Rosemarie Koczys, so haben wir es auch hier mit einem bekennenden *child survivor* zu tun, kreisen ihre außergewöhnlich detaillierten Erinnerungen und ihre scharf konturierten, bildintensiven Retrospektiven doch vor allem um den Zeitraum ihrer frühen Jugend. Im Verlaufe derer habe sie nach eigenen Angaben – noch nicht einmal schulpflichtig und kaum älter als drei bis maximal fünf Jahre – von 1942 bis 1945 zwei Lageraufenthalte im System der nationalsozialistischen Konzentrationslager erdulden musste.

Doch nicht etwa mittels diffuser, unstrukturierter Erinnerungsfragmente bzw. traumatisierender, mühsam verbalisierter Schockbilder generiert Koczý ihre Historie. Vielmehr schreibt sie sich mittels immer wieder neu aufgenommener ‚Erzählfäden‘ und ausladender, zugleich szenisch-fotografischer, zusammenhängend-chronologischer Schilderungen ihren Status als Zeitzeugin und kindliches Holocaust-Opfer selbst zu. Sie formiert in ihren – ein halbes Jahrhundert später (1995) in den USA von ihrem Ehemann Louis Pelosi niedergeschriebenen – Memoiren, die eine selbsttherapeutische Zweckbestimmung nicht verheimlichen können, das voluminöse Ego-Dokument einer Selbst-Viktimisierung.

Das explizite Leiden in den KZ-*subcamps* bzw. -*satellites* Traunstein im Chiemgau und Ottenhausen bei Saarbrücken stellen jedenfalls die Brennpunkte Koczys extensiver Erinnerungsarbeit dar, es geht dabei um einen Zeitabschnitt, von dem sie annimmt, zusammen mit ihrer ebenfalls per Eisenbahn aus Recklinghausen deportierten Mutter

- 
- 7 Vgl. hierzu Sybille Steinbacher: Zeitzeugenschaft und die Etablierung der Zeitgeschichte in der Bundesrepublik Deutschland, in: Martin Sabrow / Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945, Göttingen 2012, S. 145-156; Laura Jockusch: „Jeder Überlebende Jude ist ein Stück Geschichte“. Zur Entwicklung jüdischer Zeugenschaft vor und nach dem Holocaust, in: ebd., S. 113-144.
 - 8 Primo Levi: Die Untergegangenen und die Geretteten. München 2002, Zitat S. 52.
 - 9 Vgl. hierzu den Art. „Überlebende, ihre Psychologie“, in: Israel Gutman (Hg.): Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden, Bd. III: Q–Z, München / Zürich, 2. Aufl., 1998, S. 1443-1453; Paul Matussek u.a.: Die Konzentrationslagerhaft und die Folgen, Berlin 1971.
 - 10 Brigitte Boothe: Den Terror nationalsozialistischer Lagerhaft bezeugen. Zwei narrative Porträts, in: Carl Eduard Scheidt / Gabriele Lucius-Hoene / Anja Stukenbrock / Elisabeth Waller (Hg.): Narrative Bewältigung von Trauma und Verlust, Stuttgart 2015, S. 199-211; dies. / Gisela Thoma: Defizitäres Erzählen oder narrative Vermittlung grausamer Präsenz? Jüdische Überlebende nationalsozialistischer Konzentrationslager erzählen, in: Journal of Literary Theory, 6 (2012), S. 25-40.
 - 11 <http://www.child-survivors-deutschland.de>.
 - 12 „Bittere Vergangenheit! – Bessere Zukunft?“, Buchreihe des Child Survivors Deutschland e. V., hg. von Philipp Sonntag, Berlin 2017, vgl. hierzu: <http://www.child-survivors-deutschland.de/wp-content/uploads/2017/05/flyerb1234.pdf>.
 - 13 Vgl. hierzu Willi Huntemann: Zwischen Dokument und Fiktion. Zur Erzählpoetik von Holocaust-Texten, in: Arcadia. International Journal of Literary Culture / Internationale Zeitschrift für literarische Kultur 36 (2001). S. 21-45.

Martha Wüsthoff zu einem schwersttraumatisierten NS-Opfer¹⁴ und zu einer Überlebenszeugin des Holocaust geworden zu sein. Die Analyse der Angaben über diese Lageraufenthalte soll aber zunächst noch einmal in den Ausgangskontext der aus objektiv-archivalischen Quellen¹⁵ rekonstruierten Geschehnisse seit Gründung der Familie Karl Koczÿ und Martha geb. Wüsthoff ab 1938/39 gestellt werden. Als gesichert darf – teilweise auch aus dem *argumentum ex silentio* gewonnen – folgender Tatsachenkomplex gelten:¹⁶

- Die gesamte Familie von Rosemarie Koczÿ war aufsteigend bis in die (ur-) großelterliche Generation standesamtlich nachweisbar römisch-katholisch, die väterliche Abstammung aus Ostoberschlesien (Landkreis Pless) kennt bis zurück zum Jahr 1871 (Geburtsjahr des Großvaters Franz) nur pfarr- bzw. standesamtliche Einträge, die auf „römisch-katholisch“ lauten. Dass lt. standesamtlichem Sterbeeintrag von 1944 die Geburt des Großvaters Franz Koczÿ im Februar 1871 im Taufregister des katholischen Pfarramtes Pilgramsdorf (Landkreis Pless) angezeigt wurde, weist auf katholische Konfession auch der Urgroßeltern von Rosemarie Koczÿ (Joseph Koczÿ und Johanna Halewik) hin.
- Die mütterliche Linie Wüsthoff, die ja nach jüdischem Recht konstituierend für die Zugehörigkeit zum Judentum zu gelten hätte, stammte aus der südsauerländischen Landgemeinde Elspe (Kreis Olpe). In Elspe selbst lebte seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts nur eine einzige jüdische Familie namens Neheimer; der Familienname Wüsthoff kommt in westfälisch-jüdischen Zusammenhängen des 19. Jahrhunderts nicht vor.
- Der auf Eheschließung der Eltern von Rosemarie Koczÿ lautende Eintrag in die standesamtlichen Heiratsregister spricht im Dezember 1938 – wohlgermerkt auf Grundlage geltender rasse- und personenstandsgesetzlicher Bestimmungen²⁰ (Stichwort: „Ariernachweis“) – uneingeschränkt von „Deutschblütigkeit“ des Brautpaares sowie dessen Eltern bzw. Großeltern. Schon ab Mai 1938 war überdies von Amts wegen eine „frühere Zugehörigkeit zur jüdischen Religionsgemeinschaft“ zwingend zu vermerken.²¹ Auch hierzu finden sich in den Standesamtsregistern keine Belege über ein Konversion der – in beiden Linien vermeintlich jüdischen – Familie(n) Koczÿ/Wüsthoff zum Katholizismus.
- Die Heiratsakte vermerkt ferner die Inanspruchnahme eines sog. Ehestandsdarlehens, das im Sinne der NS-„Wohlfahrts“- bzw. Familienpolitik nicht etwa Juden, sondern nur Deutschen („Deutschblütigen“) zwecks materieller bzw. finanzieller Förderung von Familiengründungen zinslos gewährt wurde.
- Die „Dritte Bekanntmachung über den Kennkartenzwang“ vom 23. Juli 1938²² verpflichtete alle deutschen Juden, bis zum 31. Dezember 1938 bei der zuständigen Polizeibehörde die Ausstellung einer Kennkarte zu beantragen und bei Anträgen, die sie an amtliche oder parteiamtliche Dienststellen richteten, un-

aufgefordert auf ihre Eigenschaft als Jude hinzuweisen. Belege dafür finden sich weder in den Akten noch in den Memoiren Rosemarie Koczys.

- > Die mehrmals von Rosemarie Koczý vorgetragene Behauptung, ihre Familie sei in rassisch-ethnischem Sinne bekanntermaßen jüdisch gewesen und daher – trotz ihres römisch-katholischen Bekenntnisses – von lokalen NS-Instanzen, die von dieser ‚Tarnung‘ Kenntnis gehabt haben sollen, gezielt verfolgt worden, ist haltlos: Bekanntlich mussten per Verordnung vom 17. August 1938 spätestens ab Jahreswende 1938/39 *alle* Juden in Deutschland zwangsweise den zweiten Vornamen „Sara“ bzw. „Israel“ führen mussten, jüdische Neugeborene durften ab 1939 keine als deutsch deklarierte Vornamen mehr tragen.²³ Selbst Juden, die längst ins Ausland emigriert bzw. geflüchtet waren, mussten von sich aus bei ihren heimatlichen Standesämtern in Form eines Antrages vorstellig werden. Diese Namen waren – unter Androhung von Strafverfahren bei Säumnis – nachzutragen in alle Ausweispiere (insbes. in die sog. Kennkarte), Personen-

14 Zum – auch a posteriori noch virulenten – Leidensweg dieser Opfergruppe vgl. José Brunner: Medikalisierte Zeugenschaft. Trauma, Institutionen, Nachträglichkeit, in: Martin Sabrow / Norbert Frei (Hg.): Die Geburt des Zeitzeugen nach 1945 (wie Anm. 7), S. 93-110.

15 Der hier als ‚objektiv‘ bezeichnete Charakter behördlich-archivischer Quellen ist nicht nur methodisch-hermeneutisch zu verstehen. Vielmehr soll auch auf die durch Gerichtspraxis und durch Verfahren der Entschädigung von Verfolgten des NS-Regimes bestätigte Rechtsvermutung abgehoben werden, nach welcher es sich – trotz prinzipiellen Unrechtscharakters der NS-Herrschaft – auch bei Personenstandsunterlagen, die im konkreten Fall zwischen 1938 und 1944 entstanden sind, um Beurkundung aus öffentlich geführten Registern, d.h. um amtliches Schriftgut mit Anspruch auf Richtigkeit und öffentlichen Glauben handelt.

16 Verwiesen wird hier auf den Beitrag von Georg Möllers; auf die erneute Zitation dort bereits angegebener Quellen und Archivsignaturen wird hier verzichtet.

17 Norbert Scheele: Geschichte der Juden im Kreis Olpe, in: Heimatstimmen aus dem Kreis Olpe 92/93 (1973), S. 132-135 und S. 168-179, Einzelheiten auch unter: <http://www.altolpe.de/Olpe/JL/jl10.htm>.

18 <http://www.altolpe.de/Olpe/JL/jl09.htm>

19 Eleonora Duplica (Hg.): Die Annahme fester Familiennamen der Juden in Westfalen: Die 1846/47 publizierten Verzeichnisse der preußischen Amtsblätter, Münster 2013 (Materialien der Historischen Kommission für Westfalen; Bd. 5).

20 Vgl. hierzu das Personenstandsgesetz vom 3. November 1937, in: Reichsgesetzblatt 1937, Teil I, S. 1146-1152.

21 Vgl. hierzu § 12, Abs. 3 der Ersten Verordnung zur Ausführung des Personenstandsgesetzes vom 19. Mai 1938, in: Reichsgesetzblatt 1938, Teil I, S. 533-587; hier S. 534.

22 Reichsgesetzblatt 1938, Teil I, S. 922.

23 Vgl. hierzu <https://de.wikipedia.org/wiki/Namensänderungsverordnung>; zu den Rechtsquellen vgl. die Zweite Verordnung zur Durchführung des Gesetzes über die Änderung von Familiennamen und Vornamen vom 17. August 1938, in: Reichsgesetzblatt 1938, Teil I, S. 1044, sowie den Runderlass des Reichsministers des Innern vom 18. August 1938, in: Ministerialblatt des Reichs- und Preußischen Ministeriums des Innern, Nr. 35, Ausg. vom 24. August 1938 (https://de.wikisource.org/wiki/Richtlinien_ueber_die_Fuehrung_von_Vornamen). Vgl. hierzu den auch Recklinghausen betreffenden Zeitzeugenbericht von Erich Jacobs: „Wunder geschehen doch noch!“ Geschichte und Schicksal der jüdischen Familie Jacobs aus dem Sauerland, Olsberg 2004, S. 222; Antonia Kleikamp: „Sara“ und „Israel“ waren die ersten Judensterne, in: Die Welt, Ausg. vom 18. August 2013 (online: <https://www.welt.de/geschichte/zweiter-weltkrieg/article119096385/Sara-und-Israel-waren-die-ersten-Judensterne.html>).

standsunterlagen und Hausstandsbücher, auch wurden zur Bestätigung dementsprechend neue Geburtscheine ausgestellt. Sogar in die Serien der längst geschlossenen standesamtlichen Geburten- und Heiratsbücher des 19. und frühen 20. Jahrhunderts wurden diese Zwangsnamen ab 1939 in einem formalisierten Verfahren per Randvermerk nachgetragen, doch finden sich keinerlei derartige Namenszusätze bei Angehörigen der älteren Familiengeneration Koczÿ (-Wüsthoff). Hätten die Behörden wiederum von einer früheren Konversion der Familie zum Katholizismus Kenntnis gehabt, wären ja diese Zwangsvornamen in den Ein- und Nachträgen ab 1938/39 aufgetaucht.²⁴

- > Der standesamtliche Geburtseintrag von Rosemarie Koczÿ (*5. März 1939) lautet demnach auf *Rosemarie Inge* (nicht: *Sara*).
- > In einem am 23. Dezember 1938 angelegten Verzeichnis über jüdischen Grundbesitz in Recklinghausen, der zur Enteignung bzw. „Arisierung“ anstehen sollte, taucht ein Haus- und Wohneigentum der Fam. Koczÿ/Wüsthoff nicht auf.²⁵
- > Ein unter Vorzeichen lokaler NS-Administration entstandenes Verzeichnis jüdischer Geschäfte, das auch in der Reichsprogromnacht²⁶ und in der darauffolgenden Enteignungswelle zum Einsatz kam, weist keinen Beleg über den Gewerbebetrieb des vermeintlich jüdischen Großvaters auf (die Uhrmacherei Otto Robert Wüsthoff existierte lt. Einwohner- und Branchenverzeichnis auch 1943, 1949 und 1953 ff.).
- > In den ab Mai 1941 in fünf sog. „Judenhäusern“ zusammengepferchten, noch in Recklinghausen verbliebenen Juden tauchen Angehörige der Fam. Koczÿ/Wüsthoff nicht auf.
- > Koczÿs Mutter Martha Wüsthoff wurde 1943 von ihrem Mann Karl Koczÿ rechtskräftig geschieden (im Scheidungsvermerk am standesamtlichen Ehe-registereintrag fehlt der Zusatz *Sara* bzw. *Israel*) und verzog Anfang Dezember 1944 von Recklinghausen nach Fürth. Sie gelangte nicht in ein KZ-Außenlager o.ä., sondern kam laut Einwohnermeldekartei bzw. Hausstandsbuch zur „Wehrmacht“: In Fürth gab es wohlgerne ein Ausbildungslager für sog. Luftwaffen-nachrichtenhelferinnen.²⁷
- > Auch der Vater Karl Koczÿ wird Anfang 1944 zur Wehrmacht eingezogen und nach Jahren des Verschollenseins 1951 gerichtlich für tot erklärt. Rosemarie Koczÿs Angaben über sein ungeklärtes Opferschicksal, das sich auch in der NS-Tötungsanstalt Pima-Sonnenstein abgespielt haben soll, sind hingegen nicht nachvollziehbar. Diese sog. Euthanasie-Einrichtung wurde nach einhelliger Forschungsmeinung bereits im Sommer 1942 aufgelöst, das Mordgeschehen verlagerte sich in die neuen Vernichtungslager im besetzten Polen.²⁸
- > Auch als am 18. Oktober 1944, d.h. in der Schlussphase der Judenvernichtung, der Großvater Franz Koczÿ in Recklinghausen stirbt, fehlt im standesamtlichen Sterbefall-Eintrag erneut der stigmatisierende Namenszusatz *Israel*.

Die Opferschicksale der Recklinghäuser Juden sind durch intensive Forschungen mittlerweile sämtlich mit Namen bekannt.²⁹ In den Akten wird bei deren Deportation nach Riga bzw. Theresienstadt (Januar bzw. April 1942) regelmäßig der Aktenvermerk: „Abgemeldet nach unbekannt“ (oder ähnlich lautend) angebracht. Hinweise auf Angehörige der Familie Koczý/Wüsthoff befinden sich nicht darunter. Dennoch lässt Koczý ihren Leidensweg – ohne genaues Anfangsdatum – in eben diesem Jahr beginnen und berichtet vom Transport in einem fensterlosen Viehwaggon nach Traunstein, wohin sie als Dreijährige ohne engere Begleitung deportiert wurde und wo zahlreiche Mitgefangene (Kinder und Erwachsene) wegen katastrophaler Begleitumstände zu Tode kamen – ihre Mutter sei später auf demselben Weg in die oberbayerische Kreisstadt gelangt³⁰; vom Deportationswaggon existieren im Übrigen zwei unterschiedliche Handzeichnungen.³¹

Dieser an verschiedenen Stellen variierende Bericht suggeriert die Teilnahme an einem jener katastrophalen, Menschen wie Vieh behandelnden Sammeltransporte, von denen es ja seit 1942 Hunderte gab: Für das fragliche Jahr, das ab Ende Januar eine regelrechte Deportationswelle erlebte, lässt sich jedoch unter den knapp 280 nachgewiesenen Deportationen, die per Eisenbahn vonstattengehen, kein einziger Transport in ein

24 Vgl. hierzu: Stadt- und Vestisches Archiv Recklinghausen, Bestand III, Nr. 4409: Zusatzvornamen für Juden.

25 Vgl. hierzu: Stadt- und Vestisches Archiv Recklinghausen, Bestand III, Nr. 6520: *Ansässige Juden und jüdischer Grundbesitz*.

26 Ausführlicher Erlebnisbericht bei Jacobs, „Wunder geschehen doch noch!“ (wie Anm. 23), S. 209-219.

27 <https://fuerthwiki.de/wiki/index.php/Heilstaettensiedlung>. Im September 1945 bringt Martha Wüsthoff in Fischbach bei Nürnberg (ca. 25 km von Fürth entfernt) einen Sohn zur Welt. Vgl. hierzu auch Anm. 75 im Beitrag von Georg Möllers.

28 *I weave you a shroud*, S. 221; in der ehemaligen Heil- und Pflegeanstalt Sonnenstein bei Pirna, wo man bereits in einem frühen Stadium auch eine Gaskammer installierte, wurden ab 1941 zahlreiche geistig und körperlich behinderte Menschen im Rahmen des sog. Euthanasie-Programm („Aktion T4“) ermordet, die Opferzahlen werden auf knapp 15.000 beziffert, darunter in der Schlussphase auch Häftlinge aus anderen Konzentrationslagern innerhalb des Reichsgebietes. Vgl. hierzu: Thomas Schilter: Unmenschliches Ermessen. Die nationalsozialistische „Euthanasie“-Tötungsanstalt Pirna-Sonnenstein 1940/41, Leipzig 1998; www.geschichte-pirna.de/euthanasie_e.pdf; <http://www.ns-euthanasie.de/index.php/pirna-sonnenstein>; https://de.wikipedia.org/wiki/T%C3%B6tungsanstalt_Pirna-Sonnenstein (Zugriffe am 26.2.2018).

29 Vgl. hierzu Jürgen Pohl / Georg Möllers: Abgemeldet nach „unbekannt“ 1942. Die Deportation der Juden aus dem Vest Recklinghausen nach Riga, Essen 2013, S. 144-173. Georg Möllers: „Unbekannt verzogen“? Die Deportation der jüdischen Nachbarn aus Stadt und Vest Recklinghausen vor 75 Jahren, in: Vestischer Kalender 2018, S. 76-88.

30 *I weave you a shroud*, S. e und S. 464-465.

31 *I weave you a shroud*, ebda.

Zu- und Vorname, Beruf	Geburts- tag - mo- nat - jahr	Geburtsort (Kreis, Provinz)	Fami- lien- stand	Reli- gion	Staa- ts- ange- höri- gkeit	Tag der An- Ab- meldung	Angabe der Zuzugs- und Abzugswohnung	Vermerke
Angew. Peter Wüsthoff	5. 5. 07	Mhendorn an Epe	wyf. H.	R.P.	9.12. 39	00	Freistell. e. Baden Wüsthoffstr. 21	
Peter Fritz	22. 2. 36	Recklinghausen	ev.	"	12.12. 41	11	Freistell. e. Baden Wüsthoffstr. 21	
Koczj, Paul	19. 6. 18	Recklinghausen	ev.	"	12.12. 41	11	Freistell. e. Baden Wüsthoffstr. 21	
Wüsthoff Martha	19. 8. 30 5. 3. 39	Recklinghausen	ev.	"	12.12. 41	11	Freistell. e. Baden Wüsthoffstr. 21	
g.H. Wüsthoff	5. 3. 39	"	"	"	12.12. 41	11	Freistell. e. Baden Wüsthoffstr. 21	
H. Wüsthoff	11. 8. 40	"	"	"	12.12. 41	11	Freistell. e. Baden Wüsthoffstr. 21	

Abb. 1: Auszug aus dem Hausstandsbuch Hochlarmarkstraße, hier Nr. 97 (Stadt- und Vestisches Archiv Recklinghausen, Bestand III, Nr. 4128): Es fehlt jeglicher Hinweis auf Zugehörigkeit der Familie Koczj/Wüsthoff zum Judentum. Deutlich erkennbar ist hingegen der vom 9.12.1944 datierte Abgangsvermerk für Martha Wüsthoff, die nach der Scheidung ihren früheren Namen wieder angenommen hatte und die nach „Fürth“ zur „Wehrmacht“ verzog. Das Kind Rosemarie bleibt ab 6.8.1943 durchgehend im großelterlichen Haus Wüsthoff, die Mutter kehrt erst am 15.9.1945 wieder nach Recklinghausen zurück.

KZ in Süddeutschland, auch nicht nach Dachau, verifizieren:³² Stattdessen sind schon seit Anfang Januar 1942 ausschließlich Ghettos und Lager außerhalb der deutschen Reichsgrenzen von 1937, d.h. Zielorte im besetzten Ost- bzw. Ostmitteleuropa zu nennen: Riga, Theresienstadt, Zamosc, Izbica, Auschwitz, Minsk und Treblinka weisen die häufigsten Erwähnungen auf, die in Richtung Osteuropa intensivierte Judenvernichtung ihre Namen gaben.³³ Dem entspricht die Tatsache, dass allergrößte Teil der Recklinghäuser Jüdinnen und Juden – zusammen mit knapp tausend Leidensgenossen aus Westfalen bzw. dem Ruhrgebiet – bereits am 27. Januar 1942 von Gelsenkirchen aus nach Riga deportiert worden war, einige restlich in Recklinghausen verbliebene Juden traten am 31. März und am 27. Juli 1942 ihren Leidensweg Richtung Warschau und Theresienstadt an.³⁴

Zurück zu den Angaben in den Koczÿ-Memoiren: Die deutsche wie internationale Fachliteratur³⁵ weiß Folgendes über Traunstein zu berichten: In der Innenstadt existierte von Oktober bis Dezember 1942 (möglicherweise auch bis Februar 1943) ein temporäres SS-Außen- bzw. Arbeitskommando, das lediglich der baulichen Herichtung eines ehemaligen Kurhotels für Zwecke eines künftigen SS-Erholungs- und Genesungsheimes diente. Dieses SS-Kommando stand in der Tat unter der Direktion der KZ-Verwaltung Dachau: Ca. 20 männliche, namentlich nicht bekannte Zwangsarbeiter, die aus diversen Außenlagern des KZ Dachau täglich per LKW herangeschafft wurden, waren in ihren Heimatländern bzw. im Zivilberuf gelernte Handwerker und hatten am bestehenden Gebäude spezifische Renovierungs- und Installationsarbeiten zu leisten – auf Dauer angelegte Baracken-Unterkünfte im Sinne eines länger bestehenden KZ-Außenlagers, in welchem eine schwangere Mutter mit ihrem dreijährigen Kleinkind (zusammen mit anderen Frauen) hätte an Ort und Stelle gefangen gehalten werden können,³⁶ sind für Traunstein hingegen nicht nachweisbar. Schilderungen über die

32 Deportationen von Juden nach Dachau nebst den Nebenlagern (in der Summe rd. 10.000 – 15.000 Personen) lassen sich im unmittelbaren Gefolge des großen Novemberpogroms 1938 beobachten, nicht jedoch nach der sog. Wannsee-Konferenz vom Januar 1942. Vgl. hierzu Peter Longerich: Wannseekonferenz. Der Weg zur „Endlösung“? München 2016, S. 31 ff.; Alfred Bauer / Diana Schulle: Die „Judendeportationen“ aus dem Deutschen Reich 1941–1945. Eine kommentierte Chronologie. Wiesbaden 2005, S. 28-30.

33 Vgl. hierzu: <https://www.bundesarchiv.de/gedenkbuch/chronicles.html?page=1>. Zum Gesamtgeschehen ab Januar 1942 vgl. Saul Friedländer: Das Dritte Reich und die Juden. Gesamtausgabe: Die Jahre der Verfolgung 1933–1939; Die Jahre der Vernichtung 1939–1945, München 2008, S. 713–777; David Cesarani: „Endlösung“. Das Schicksal der Juden 1933 bis 1948, Berlin 2016, S. 549-696.

34 Möllers/Pohl, Abgemeldet nach „unbekannt“ (wie Anm. 29), S. 49 ff und S. 61 ff. Zu den Transporten nach Riga vgl. Bauer / Schulle, „Judendeportationen“ (wie Anm. 32), S. 110-136. Georg Möllers / Natanja Hüttenmeister: Art. „Recklinghausen“, in: Historisches Handbuch der jüdischen Gemeinschaften in Westfalen und Lippe: Die Ortschaften und Territorien im heutigen Regierungsbezirk Münster, hg. von der Historischen Kommission für Westfalen und dem Institut für vergleichende Städtegeschichte an der Universität Münster (Quellen und Forschungen zur jüdischen Geschichte in Westfalen, Bd. 2), Münster 2008, S. 574–595, hier S. 584.

35 Vgl. hierzu: United States Holocaust Memorial Museum (Hg.): Encyclopedia of Camps and Ghettos, 1933–1945, Vol. I: Early Camps, Youth Camps and Concentration Camps and Subcamps under the SS-Business Administration Main Office (WVHA), Part B, Bloomington 2009, S. 552 (mit weiterführender Literatur); Wolfgang Benz / Barbara Distel (Hg.): Der Ort des Terrors. Frühe Lager, Dachau, Emslandlager. München 2005, Bd. 2, S. 511-512 (mit weiterführender Literatur). Zu den Außenlagern des KZ Dachau ansonsten: <https://web.archive.org/web/20070311021124/http://www.km.bayern.de:80/blz/web/300017/aussenkommandos.asp>.

36 *I weave you a shroud*, S. 463-464. Koczÿ gibt ja an, ihre Mutter sei in Traunstein auf Grund von Vergewaltigungen durch SS-Personal schwanger geworden und habe im September 1945 in Fischbach bei Nürnberg Rosemaries (Halb-) Bruder zur Welt gebracht (vgl. oben Anm. 27). ferner schildert sie, die Mutter habe in Traunstein u.a. Zwangsarbeit für die Herstellung von Flugzeugmotoren leisten müssen – doch nicht in Traunstein, sondern im benachbarten Trostberg (Kreis Traunstein) gab es von Ende Oktober 1944 bis Ende April 1945 ein Nebenlager des KZ Dachau, in welchem von ca. 700-800 männlichen Häftlingen Bestandteile des sog. BMW-„Sternmotors 801“ für deutsche Kampfflugzeuge hergestellt wurden. Vgl. hierzu: Encyclopedia of Camps and Ghettos, 1933–1945, Vol. I (wie vorige Anm.), S. 552-553; Wolfgang Benz / Barbara Distel (Hg.): Der Ort des Terrors. Frühe Lager, Dachau, Emslandlager. München 2005, Bd. 2, S. 514, bes. Anm. 1-3; <http://kz-aussenlager-trostberg.de/>.

von der SS ‚betreute‘ Baustelle des markanten Kurhotels finden sich bei Rosemarie Koczý im Übrigen nicht einmal auf flüchtige Weise.

Koczýs – auch in späteren Interviews immer wieder vorgetragene – Erzählung wechselt, auch im Sinne einer Steigerung des Geschehens, 1943 den Schauplatz Richtung Saarland: Das *subcamp Ottenhausen* bei Saarbrücken (an einigen Stellen auch als Ottenhausen–Gersweiler bezeichnet), das als *satellite* dem KZ Natzweiler-Struthof (gelegen in den Vogesen 50 km südwestlich von Straßburg) untergeordnet gewesen sei, rückt in den Fokus.³⁷ Ein russischer Zwangsarbeiter namens Stacho habe Rosemarie, die bereits von ihrer in Traunstein verbliebenen Mutter gewaltsam getrennt worden war, den Ortsnamen immer wieder eingeschärft – die Wortwahl klingt dabei wie eine Beschwörungsformel für die Bewahrheitung der Geschichte selbst.³⁸

Mit diesem Dorf verbindet Koczý ein zwei Jahre währendes, täglich 12 bis 14 Stunden dauerndes Zwangsarbeit-Martyrium auf diversen Bauernhöfen, den gemeinsam mit ihrer Schwester und anderen Kindern erfolgte Einsatz bei der Obsternte, auf Äckern und in Kuhställen, Schutz und Rettung durch besagten Zwangsarbeiter, permanente Lebensgefahr durch ständige Tieffliegerangriffe deutscher „Stukas“³⁹, die Ermordung von Kindern durch Einsatz deutscher Flammenwerfer⁴⁰, die panische Flucht in umliegende Wälder, der Kampf ums nackte Überleben in freier Natur, schließlich die Befreiung durch französische, amerikanische bzw. britische Truppen im März 1945. Das alles kulminiert in der die traumatische Konfrontation mit unbeerdigten Leichenbergen und offenen Massengräbern von NS-Mordopfern, die später zum Lebensthema ihrer Kunstwerke werden.

Dagegen stehen Befunde aus der vergleichsweise fortgeschrittenen Erforschung des NS-Lagersystems und der Zwangsarbeit im Raum Saarbrücken:⁴¹ Als wichtigste Feststellung hat zu gelten, dass es ein Außenlager Ottenhausen (wo lt. Koczý auch medizinische Menschenversuche mit tödlichem Ausgang stattfanden⁴²) bzw. Ottenhausen-Gersweiler (zwei Vororte bzw. Stadtteile Saarbrückens am südlichen Saarufer unweit der lothringischen Grenze) nie gegeben hat. Selbst ähnliche klingende saarländische oder lothringische Ortsnamen lassen sich nicht ausmachen; der lothringische Ort *Ottange* an der luxemburgischen Grenze war im Planungsstadium für ein Außenlager des KZ Natzweiler-Struthof vorgesehen, was jedoch nie zur Ausführung kam. In keiner maßgeblichen Darstellung, die das weit nach Baden und Württemberg reichende Außenlagersystem des KZ Natzweiler-Struthof zum Thema hat, auf dessen namentliche Nennung Koczý übrigens stets großen Wert legt, wird diese Ortsbelegenheit erwähnt.

Für den kleinen Saarbrücker Vorort Gersweiler ist für 1940/41 ein Gefangenenlager französischer Soldaten, ab 1943 auch die Unterbringung von ca. 200 sowjetischen

Kriegsgefangenen in einem ehemaligen Gasthof sowie ein Lager für Zwangsarbeiter des sog. Reichsbahnausbesserungswerkes Saarbrücken-Burbach nachgewiesen, in welchem ab der zweiten Hälfte des Jahres 1943 auch italienische Militärinternierte eingesetzt wurden. Keines dieser Lager stand administrativ mit einem KZ in Verbindung, sondern wurde von Verwaltungsinstanzen der Wehrmacht und der saarländischen Montanindustrie (d.h. vor allem von der sog. Saargruben AG) betrieben. Von den – ab 1943 de facto ja unübersehbaren – italienischen Häftlingen bzw. Rotarmisten, die per Fußmarsch täglich in der nahe gelegenen Steinkohlenzeche Velsen-Klarenthal arbeiten mussten, berichtet Koczý mit keinem Wort.

37 *I weave you a shroud*, S. 21-48.

38 *I weave you a shroud*, S. 21-30, hier S. 22. *It's Stacho who taught me that I was at Ottenhausen/Saarbrücken, he repeated tirelessly the name ... repeated in German, Yiddish and maybe Polish, Hungarian, Russian – there were so many languages that I learned to speak late! He said, repeated to me every day, "Ottenhausen/Saarbrücken, Ottenhausen/Saarbrücken, Ottenhausen/Saarbrücken, Ottenhausen/Saarbrücken ..." "Every day the same words; Ottenhausen/Saarbrücken, Ottenhausen/Saarbrücken, Ottenhausen/Saarbrücken ..." That's how I learned to speak in the camp "Ottenhausen/Saarbrücken, Natzweiler/Struthof, Ottenhausen/Saarbrücken, Natzweiler/Struthof ..." That's all the vocabulary I was learning every day.*

39 *I weave you a shroud*, S. 250. Punktuelle Attacken auf nicht-militärische Ziele aus der Luft waren, gerade auch über ländlichen Gebieten, in der Schlussphase des Zweiten Weltkrieges ein taktisches Vorgehen nicht deutscher, sondern alliierter, insbesondere amerikanische Luftstreitkräfte, deren Jagdbomber vom Typ „P 47 Thunderbolt“ mit ihren Bordkanonen auch wehrlose Zivilisten im Tiefflug angriffen. Rosemarie Koczý und ihre Familie haben solche Szenen im Frühjahr 1945 womöglich in Recklinghausen und Umgebung direkt oder indirekt miterlebt. Vgl. hierzu Ralf Blank: *Die Kriegsendphase an Rhein und Ruhr 1944/45*, in: Bernd A. Rusinek (Hg.): *Kriegsende 1945. Verbrechen, Katastrophen, Befreiungen in nationaler und internationaler Perspektive*, Göttingen 2004, S. 88-124, hier S. 103 ff.; Ralf Blank: „Bitter Ends“. Die letzten Monate des Zweiten Weltkriegs im Ruhrgebiet 1944/45, Essen 2015, S. 198-201.

40 *I weave you a shroud*, S. 251.

41 In der *Encyclopedia of Camps and Ghettos, 1933–1945*, Vol. I (wie Anm. 35), werden Ottenhausen bzw. Gersweiler nicht erwähnt, ebenso wenig bei Wolfgang Benz / Barbara Distel (Hg.): *Der Ort des Terrors*, Bd. 6: Natzweiler, Groß-Rosen, Stutthof, hier: S. 21-190: Natzweiler und die Außenlager, München 2007. Vgl. z.F. Henning Krämer / Inge Plettenberg: „Feind schafft mit ...“. Ausländische Arbeitskräfte im Saarland während des Zweiten Weltkrieges, Ottweiler 1992, S. 39-62 und S. 309; Fabian Lemmes: *Zwangsarbeit in Saarbrücken, Stadtverwaltung, lokale Wirtschaft und der Einsatz ausländischer Zivilarbeiter und Kriegsgefangener 1940–1945*. St. Ingbert 2004, S. 102-175. Zum System der Nebenlager des KZ-Natzweiler-Struthof vgl. Robert Steegmann: *Das Konzentrationslager Natzweiler-Struthof und seine Außenkommandos an Rhein und Neckar 1941–1945*, Berlin 2010, und: <http://www.struthof.fr/de/das-kl-natzweiler/die-nebenlager/liste-der-lager/>.

42 Tatsächlich fanden diese besonders grausamen Verbrechen unter Anleitung hochrangiger deutscher Mediziner vom Anatomischen Institut der sog. Reichsuniversität Straßburg im KZ Natzweiler-Struthof selbst statt: Vgl. hierzu Jochen Thies / Kurt von Daak: *Südwestdeutschland – Stunde Null. Die Geschichte der französischen Besatzungszone 1945-1948. Ein Text-/Bildband*, Düsseldorf 1979, S. 65-66; Israel Gutman (Hg.): *Enzyklopädie des Holocaust. Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden*, Bd. II: H–P, München / Zürich, 2. Aufl., 1998, S. 992-994; <http://www.struthof.fr/de/das-kl-natzweiler/einfuehrung-in-die-geschichte-des-lagers/die-medizin-der-nazis-und-die-experimente/>.

I WEAVE YOU A SHROUD

Rosemarie Inge Koczÿ



Abb. 2: Titelbild von: "I weave you a shroud"; Bd. I-III/ von Rosemarie Inge Koczÿ (Verf.). City of University of New York: QCC Art Gallery Press, 2009, 1104 S., mit zahlr. Handzeichnungen, zzgl. Addenda et Corrigenda (fotomechanische Reproduktion des Manuskripts, englischsprachige Bearbeitung durch Louis Pelosi).

Auffällig ist auch, dass ein markanter, dem angenommenen Geschehen in Ottenhausen benachbarter Ort keine Rolle in Koczys Erinnerungen spielt: Das sog. Erweiterte Polizeigefängnis „Neue Bremm“ wurde Ende 1943 in Gestalt eines Barackenlagers unmittelbar an der Grenze zum lothringischen Nachbarort Forbach von der Gestapo-Leitstelle Saarbrücken eingerichtet (und Anfang 1944 auch mit einer Frauenabteilung für bis zu 400 Häftlingen versehen). Doch dieses Gefängnis spielt – ebenso wenig wie das zur SS-Baustelle gewordene Kurhotel in Traunstein – in den sonst so detaillierten Memoiren, die mit auffällig vielen Handzeichnungen und die Glaubwürdigkeit des Geschehenen vermeintlich verstärkenden Ortsbeschreibungen versehen sind, überhaupt keine Rolle.⁴³

Einen besonders irritierenden, die Grenze zwischen Fiktion und Realität vollends verwischenden Eindruck hinterlässt diejenige Episode, die von Rosemaries Onkel Kuno Heuell berichtet: Aus ‚gutem‘ sauerländischem Hause stammend und offenbar in einer ‚arisch‘-jüdischen Mischehe verheiratet mit Maria Wüsthoff, der Schwester der Mutter (sie soll – als erkrankte Jüdin – in Ottenhausen gewaltsam sterilisiert und ebenfalls als Zwangsarbeiterin eingesetzt worden sein⁴⁴), sei er in die SS eingetreten und habe sich schon vor dem Zweiten Weltkrieg unübersehbar in bedrohlich schwarzer Uniform aufgeführt: Heuell habe als Angehöriger der schwarzen SS selbst das Lager Ottenhausen besucht, in welchem sich ja seine Frau Maria und seine beiden Nichten Rosemarie und deren Schwester befunden haben sollen. Dort habe er mit seiner schwarzen Uniform, dem Reichsadler auf der Schirmmütze und mit seinen hohen schwarzen Stiefeln auf die junge Rosemarie einen nachhaltig-furchterregenden Eindruck gemacht:⁴⁵ *In the war he was chosen, being over six feet tall, for Hitler’s special forces, in black uniform and the eagle, – Hitler’s bird – the German eagle was sown onto black uniform, and he had black leather boots, and I remember this man when I was a small child before the war⁴⁶, this black always this black and the leather boots! And I saw him again once when he came to visit our concentration camp Ottenhausen/Saarbrücken, subcamp of Natzweiler/Struthof, and he was in uniform like the other military who were in the camps except that his was black and those of the others were dark green.*

43 Das Lager, das vis à vis zum Saarbrücker Hauptfriedhof an der Grenz- und Ausfallstraße Richtung Metz platziert war, bestand bis Ende 1944; die hölzernen Baracken wurden spätestens bei Kriegsende restlos abgerissen. Vgl. hierzu Elisabeth Thalhofer: Neue Bremm – Terrorstätte der Gestapo. Ein Erweitertes Polizeigefängnis und seine Täter 1943–1944. St. Ingbert 2002; Burkhard Jellonek: „Die Hölle von Saarbrücken“. Geschichte des Gestapo-Lagers Neue Bremm an der deutsch-französische Grenze, Saarbrücken 2008 (Schriftenreihe der Landeszentrale für politische Bildung des Saarlandes, Nr. 1), bes. S. 9, S. 18 ff. und S. 28 ff.

44 *I weave you a shroud*, S. 643.

45 *I weave you a shroud*, S. 642.

46 Wenn Koczys Formulierung *before the war* die Erinnerung an eine frühere Begegnung im Jahre 1939 suggerieren sollte, hätte sich Rosemarie im Säuglingsalter von nicht mehr als 5-6 Monaten befunden.

Festzuhalten ist auch die Beobachtung, dass die zum Zeitpunkt angeblicher Befreiung (März 1945?) noch nicht einmal sechsjährige Rosemarie konkrete Erinnerungsbilder von deutschen Kampfflugzeugen (samt der Typenbezeichnung „Stuka“⁴⁷), die aus der Luft Jagd auf kindliche KZ-Insassen machten, von Uniformdetails simultan vorrückender britischer und amerikanischer Soldaten, schließlich auch von separaten, d.h. in besonderen Einheiten zusammengefassten afro-amerikanischen Truppen (*a unit of black Americans (segregated) under British command*) abrufen kann. Darüber existiert sogar eine Zeichnung aus der Feder Rosemarie Koczys: Die Briten fallen ihr durch ihre ‚senf-farbenen‘ (*mustard-colored*) Barette⁴⁸ und ihre freigiebige Spende von *Plumpudding*-Konserven auf, die US-Truppen insbesondere durch ihre Stahlhelme und die ungewöhnliche Flecktarnung (*camouflage outfit*) ihrer Uniformen.⁴⁹

Daraus ergibt sich ein Bündel neuer Fragen und Probleme: Die – wohlgermerkt undatierte – Befreiungsszene variiert nämlich in ihren ‚Darstellern‘: An einer Stelle spricht Koczý ausschließlich von gepanzerten britischen Einheiten, die nach Ottenhausen vorrückten⁵⁰, an anderer Stelle war es ein gemischter, britisch-amerikanischer Verband.⁵¹ In der summarischen Chronologie der biografischen Ereignisse im Vorspann der Memoiren ist sogar von einem Nacheinander anrückender französischer, britischer und amerikanischer Truppen die Rede, wiewohl zwischen den einzelnen Eroberungswellen (*successive liberations*) immer wieder deutsche Truppen zurückgekehrt seien.⁵²

Die geschilderten Details bieten jedoch keine verifizierbaren Anhaltspunkte: Die Flecktarn-Anzüge der *US-Army* kamen, nach einigen ‚Feldversuchen‘ an der französischen Invasionsfront im Herbst 1944, im Frühjahr 1945 bei den Einheiten, die sich auf dem europäischen Kriegsschauplatz befanden, überhaupt nicht mehr zum Einsatz, deren ‚Sichtung‘ bei Saarbrücken im Frühjahr 1945 ist ausgeschlossen.⁵³ Einen operativen Verbund britisch-amerikanischer Truppen, der quasi ‚Schulter an Schulter‘ am Vormarsch nach Deutschland beteiligt war, hat es im nördlichen Lothringen bzw. im Saarland ebenfalls nie gegeben. Der Raum Saarbrücken wurde ausschließlich von US-Truppen erobert: nämlich im Rahmen der ab Mitte März 1945 anlaufenden Großoperation *Undertone*,⁵⁴ namentlich durch die von Generalmajor Allison J. Barnett kommandierte 70. Infanterie-Division sowie, weiter östlich, von der durch Generalmajor Louis E. Hibbs befehligten 63. US-Division⁵⁵ (beide Einheiten operierten im Verband der 7. US-Armee und wiesen keine *black battailions* auf⁵⁶). Es war exakt die 70. Division, die am 20. März 1945 über Forbach und Stiring-Wendel entlang der Metzter Landstraße unmittelbar auf Saarbrücken vorrückte, noch am selben Tag hätte ja diese Einheit das vermeintliche Außenlager Ottenhausen nebst den überlebenden Insassen (Frauen und Kinder?) befreien müssen, doch erwähnen auch die einschlägigen Divisionschroniken diesen Ort mit keinem Wort.⁵⁷ Den US-Truppen standen im nördlichen Lothringen bzw. bei Saarbrücken im Februar/März 1945 zahlenmäßig

- 47 *I weave you a shroud*, S. 8, S. 44. Der Sturzkampfbomber mit der technischen Bezeichnung „Junkers Ju 87“ wurde ab Frühjahr 1943 fast nur noch an der immer weiter zurückweichenden Ostfront vor allem zur Panzerbekämpfung eingesetzt, die Produktion der jüngsten Version „Ju 87 G1“ wurde jedoch im Herbst 1944 eingestellt. In geringer Zahl, jedoch mit hohen Verlusten waren die sog. Stukas auch an der Ardennen-Offensive (Dezember 1944 bis Januar 1945) beteiligt. Letzte sog. Panzer-Jagdstaffeln kamen im Frühjahr 1945 zwecks Verteidigung Berlins an der Oderfront zum Einsatz; Fronteinsätze an der Westfront, die sich ja bereits dem Rhein näherte, sind für den März 1945 hingegen nicht bekannt. Vgl. hierzu: Christian Zentner: *Der Zweite Weltkrieg. Ein Lexikon*, Wien 1998, S. 516; John Ward: *Hitler's Stuka Squadrons. The Ju 87 at War 1936–1945*. St. Paul MN, 2004, S. 205-210. https://en.wikipedia.org/wiki/Junkers_Ju_87#Second_World_War.
- 48 *I weave you a shroud*, S. 45.
- 49 *I weave you a shroud*, S. 8 und S. 644.
- 50 *I weave you a shroud*, S. 45.
- 51 *I weave you a shroud*, S. 645.
- 52 *I weave you a shroud*, S. 8.
- 53 Zur Befreiung des vermeintlichen KZ-Außenlagers Ottenhausen vgl. *I weave you a shroud*, S. 643-648, zum optisch auffälligen US-Kampfanzug ebda., S. 645. Lediglich das 41. motorisierte Infanterie-Bataillon der 2nd Armoured Division, die schon seit Juni 1944 in Frankreich kämpfte, benutzte diese besondere Tarnung. Dieser noch in Erprobung befindliche Uniformtyp wurde jedoch im Herbst 1944 wieder aus dem Verkehr gezogen, da im Kampfgeschehen Verwechslungen mit dem typischen Flecktarnmuster der Waffen-SS auf US-Seite zu nicht-tolerablen Verlusten durch sog. *friendly fire* geführt hatten. Auch Spezialkräfte und Elitetruppen wie die 1942 gegründeten *US Army Rangers*, die 1944/45 auch in der Ardennenschlacht und im Hürtgenwald zum Einsatz kamen, trugen keine Flecktarnung, sondern den olivgrünen Einheitstarnanzug der amerikanischen Infanterie. Jedoch nutzte auf den Kriegsschauplätzen im asiatisch-pazifischen Raum insbesondere die US-Marine-Infanterie regelmäßig diesen auf tropische Verhältnisse eingestellten Kampfanzug; erst recht gilt das für den Koreakrieg und den späteren Vietnam-Krieg, dessen permanente Fernsehbilder Rosemarie Koczy gelaufig gewesen sein dürften. Vgl. hierzu Martin J. Dougherty: *Camouflage at War. An illustrated Guide from 1914 to the Present Day*. London 2017, S. 46 und S. 52.
- 54 Vgl. hierzu: https://de.wikipedia.org/wiki/Operation_Undertone.
- 55 Die 63. US-Division durchbrach, nachdem sie östlich von Saarbrücken weiter nach Norden vorrückte, den deutschen Verteidigungsgürtel der sog. Siegfried-Linie (d.h. den nur schwach befestigten Westwall) und stieß durch die Pfalz. Sie erreichte bereits am 30. März 1945 Heidelberg und verlegte daraufhin den Vormarsch Richtung Bayern, wo sie Ende April 1945 bei Kaufering diverse Außenlager des KZ Dachau befreite und rechtzeitig einen von der SS geplanten Todesmarsch der letzten Überlebenden verhindern konnte. Vgl. hierzu: <http://www.63rdinfdiv.com/divisionhistorypage1.html>. Im Jahr 2000 wurde dieser Division speziell dafür ein besonderer Titel verliehen: *The 63rd Infantry Division was recognized as a liberating unit by the US Army's Center of Military History and the United States Holocaust Memorial Museum*. Von der Befreiung eines KZ-Außenlagers Ottenhausen (=Saarbrücken), nur ca. drei Kilometer hinter der deutsch-französischen Grenze gelegen, ist in diesem Zusammenhang weder bei der 63. noch bei 70. Division die Rede. Vgl. hierzu: <https://www.ushmm.org/wlc/en/article.php?ModuleId=10006156>.
- 56 Segregierte Einheiten, die aus afro-amerikanischen Soldaten bestanden, hatten nur wenige US-Divisionen aufzuweisen, allen voran die 92. und 93. Infanterie-Division. Erstgenannte wurde nicht, wie die 93. Division nur auf dem pazifischen Kriegsschauplatz eingesetzt, sondern im Frühjahr 1945 auch in Oberitalien; vgl. hierzu: Mary Penick Motley (Red.): *The Invisible Soldier. The Experience of the Black Soldier, World War II*, Detroit 1987, S. 258-347. Separate Truppenteile „schwarzer“ US-Soldaten (vor allem Feldartillerie-Regimenter, Panzer- bzw. Panzerabwehr-Bataillone und Truck-Einheiten) kämpften Anfang 1945 ansonsten an belgischen, (nord-) elsässischen bzw. südpfälzischen Abschnitten der Westfront (insbesondere das 614th Tank Destroyer Bataillon bei Climbach und Kindwiller in der Nähe von Wissembourg), vor allem bei der 3. US-Armee unter General George S. Patton zwecks Abwehr der deutschen Ardennenoffensive ab Mitte Dezember 1944. Vgl. hierzu Lou Potter u.a.: *Liberators: Fighting on two Fronts in World War II*, New York/London 1992, S. 162-205; Joe Wilson: *The 761st „Black Panther“ Tank Bataillon in World War II. An Illustrated History of the First African American Armored Unit to See Combat*, Jefferson, 1999, S. 150-184. Die populärwissenschaftliche US-Literatur

unterlegene Einheiten des XII. SS-Armee Korps unter Befehl von Generalleutnant Max Simon gegenüber, darunter auch die Elite-Einheit der 17. SS-Panzer Grenadier-Division „Götz von Berlichingen“⁵⁸ – deren in Flecktarn gekleideten Infanterie-Soldaten erwähnt Koczÿ, die sich ja sonst sehr genau an die Uniformen der beteiligten Kampftruppen erinnern kann, mit keinem Wort.

Auch die von Koczÿ ins Feld geführten Franzosen waren an den militärischen Geschehnissen bei Saarbrücken nachweislich nicht beteiligt. Die unter Befehl von General Jean de Lattre de Tassigny stehende 1. französische Armee (*Rhin et Danube*) rückte Ende März 1945 aus dem Nordelsass kommend im Zusammenspiel mit Einheiten der 7. US-Armee entlang des linken Rheinufer Richtung Germersheim vor und drehte zum Monatswechsel März/April, nach der Rheinüberquerung bei Speyer, nach Süden Richtung Karlsruhe ab.⁵⁹ Daran waren definitiv auch mehrere französische Divisionen beteiligt, die aus nordafrikanischen Kolonialtruppen bestanden. Diese können aber – eingesetzt ca. 130 km westlich von Saarbrücken – keinen Zusammenhang mit den dunkelhäutigen Soldaten herstellen, von denen Koczÿ im Zuge ihrer Befreiung in Ottenhausen mehrfach berichtet.

Englische Streitkräfte scheiden als „Kombattanten“ ebenfalls aus: Die unter Befehl von Generalfeldmarschall Bernard Montgomery stehenden britischen (und kanadischen) Truppenverbände des 21. Armee Korps waren nirgendwo an Kampfhandlungen südlich der belgisch-niederländischen Grenzen beteiligt, sie stießen vielmehr im Frühjahr 1945 mit Masse über die südlichen Niederlande ins nördliche Rheinland und ins Münsterland vor – dabei war dieser *21st Army Group* wiederum die 9. US-Armee unter General William H. Simpson unterstellt, deren 134. Infanterie-Regiment zum Monatswechsel März/April 1945 an der Einkesselung des Ruhrgebietes beteiligt war und auch Recklinghausen befreite.⁶⁰ Die „Nahtstelle“ zwischen der *21st Army Group* unter britischem Kommando und der *12th Army Group* unter US-Befehl lag jedenfalls nördlich einer Linie Aachen – Neuss – Düsseldorf, nicht etwa irgendwo im Raum Saarbrücken.

Exkurs: Gedächtnispsychologie

Die beiden für das Selbstbild Rosemarie Koczÿs wichtigsten, sprich: grausamsten und dramatischsten ‚Lebenstationen‘ namens Traunstein und Ottenhausen, die sie nach eigenem Bekunden untrennbar mit dem Überleben des Holocaust in Verbindung bringen, bleiben bei genauerer Betrachtung somit Leerstellen ohne Beleg. Zunächst weist diese Feststellung auf ein grundsätzliches Dilemma hin: Die Zeitgeschichtsforschung sieht sich nämlich bei Hinzuziehung von Zeitzeugen und Überlebenden regelmäßig mit methodischen und hermeneutischen Problemen konfrontiert, die Ilko-Sascha Kowal-

czuk, Historiker in der Stasi-Unterlagenbehörde, wie folgt beschreibt: *Die Erzählungen von vielen Zeitzeugen sind ganz oft nicht die Erzählungen über das historische Ereignis von damals. Sondern sie verraten vor allen Dingen sehr viel, wie der Zeitzeuge heute darüber nachdenkt. Denn alles, was wir über Erinnerung wissen, läuft auch darauf hinaus, dass das ganz oft gar nicht mit dem Gewesenen, mit der Realität – was auch immer das sein soll: die historische Realität – zu tun hat; sondern mit der Person, die das heute erzählt. Mit ihrer Position heute zur Geschichte, auch mit ihren Erfindungen. Das gehört dazu.*⁶¹

Gedächtnis, Erinnerung und Bildung einer personalen Identität gehören – sich gegenseitig bedingend und befördernd – zusammen. Wer die Aussagekraft und den Wahrheitsgehalt von Gedächtnis und Erinnerung in Frage stellt, greift am Ende die Persönlichkeit und die Integrität eines Menschen in der Substanz an, denn [...] *die wahre Wurzel unserer Identität [liegt] fast sicher in unseren persönlichen Erinnerungen.*⁶² So ist auch die kritische Auseinandersetzung mit dem Selbstbild Rosemarie Koczys mehr als ein Streit um die Verifizierbarkeit angeblicher Daten, Fakten und Tatorte. Im vorliegenden Fall scheint dieser Konflikt um Glaubwürdigkeit und Kohärenz von Zeitzeugenberichten und historisch-autobiografischen Tatsachenbehauptungen nahezu zwangsläufig zu entstehen. Er hat nämlich zu tun mit grundverschiedenen Kategorien und Entstehungszusammenhängen dessen, was Erinnerungs- und Vergangenheitswissen eines Individuums auf der einen und die Erkenntnisse einer hermeneutisch-methodisch vorgehenden Geschichtswissenschaft auf der anderen Seite bedeuten können.

hebt stark auf den Anteil afro-amerikanischer Einheiten an der Befreiung diverser Konzentrationslager ab, darunter Ohrdruf, Buchenwald, Dachau; Ottenhausen wird dabei nirgends erwähnt. Vgl. ansonsten Oliver R. Schmidt: Afroamerikanische GI's in Deutschland 1944 bis 1973. Rassekrieg, Integration und globale Protestbewegung, Diss. phil. WWU Münster, 2010 (Wissenschaftliche Schriften der WWU Münster, Reihe X, Bd. 11), S. 32-33, S. 123-133. Vgl. hierzu auch https://en.wikipedia.org/wiki/Military_history_of_African_Americans#Units_3 (Zugriff am 9.2.2018).

57 Vgl. hierzu: [https://en.wikipedia.org/wiki/70th_Infantry_Division_\(United_States\)](https://en.wikipedia.org/wiki/70th_Infantry_Division_(United_States)) (Zugriff am 20.2.2018).

58 Vgl. hierzu: https://de.wikipedia.org/wiki/17._SS-Panzergranadier-Division_%E2%80%9EG%C3%B6tz_von_Berlichingen%E2%80%9C; zu weiteren Einzelheiten vgl. Max Wind / Helmut Günther (Hg.): Kriegstagebuch. 17. SS-Panzergranadier-Division „Götz von Berlichingen“, 30. Oktober 1943 bis 6. Mai 1945, München 1993.

59 Vgl. hierzu: [https://fr.wikipedia.org/wiki/1re_arm%C3%A9e_\(France,_1944-1945\)](https://fr.wikipedia.org/wiki/1re_arm%C3%A9e_(France,_1944-1945)) (Zugriff am 20.02.2018); Thies, von Daak: Südwestdeutschland (wie Anm. 42), S. 26-28. Die nordafrikanischen Einheiten waren berüchtigt, da sie im März/April 1945 für zahlreiche gewalttätige Übergriffe auf die deutsche Zivilbevölkerung verantwortlich zu machen sind.

60 Nota bene: Ein ‚Sichablösen‘ sukzessive vorrückender amerikanischer und britischer Truppen im soeben eroberten Deutschland erlebte Rosemarie Koczý vermutlich in Recklinghausen selbst: Nachdem am 1./2. April 1945 im Rathaus eine Stadtkommandantur der US-Army eingerichtet wurde, übernahmen im Juni britische Militärs diese Funktion. Vgl. hierzu Matthias Kordes: Kriegsende 1945 in Recklinghausen, in: Vestischer Kalender 2016, S. 111-119.

61 Zitiert nach Richter, Zeitzeugen in der Öffentlichkeit (wie Anm. 4).

62 Vgl. hierzu Shaw, Das trügerische Gedächtnis (wie Anm. 1), S. 11.

Psychologie und Neurowissenschaften postulieren seit etwa 20 Jahren, auch vorangetrieben durch empirisch-forensische Forschungen über die Glaubwürdigkeit von Zeugenaussagen in Strafverfahren, das Modell eines mehrstufigen Gedächtnissystems.⁶³ Da ist zunächst das sensorische Gedächtnis, auch Ultrakurzzeit-Gedächtnis genannt, welches das Gehirn in die Lage versetzt, äußerst schnell auf visuelle Wahrnehmungen, ikonische Reize und motorische Impulse zu reagieren und damit quasi ‚automatisierte‘ Mustererkennungen vorzunehmen. Daneben operiert ein Kurzzeitgedächtnis, ein ‚Arbeitsspeicher‘, der mehrere, maximal sieben komplexere Informationseinheiten (z.B. Zahlen und Namen) für einige Sekunden bis zu mehreren Minuten erinnern und kognitiv handhaben kann.

Ein dauerhaftes Speichersystem, d.h. das eigentliche Langzeitgedächtnis über erlerntes Sachwissen, erworbene Fertigkeiten und Kompetenzen sowie persönlich Erlebtes und Erfahrenes unterteilt die Forschung in drei Sektoren: das prozedurale Gedächtnis, das quasi ‚automatisch‘ und unbewusst operiert, betrifft komplexe physiologische Vorgänge wie Schwimmen, Tanzen oder Fahrradfahren. Es folgt das semantisch-deklaratorische Gedächtnis (auch Wissenssystem genannt), das abstraktes Welt-, Fakten- und Normwissen, Wissen um Zusammenhänge von Personen, Namen, Sachverhalten und Ereignissen ordnet und neuronal deponiert.

Eine durch bewusstes Abrufen von Gedächtnisinhalten entstehende Reise in die selbst erlebte Vergangenheit, das subjektive Wissen um den Ablauf höchstpersönlicher Historie ist damit aber noch nicht verbunden: Hier tritt als letzte Instanz das sog. episodisch-autobiografische Gedächtnis auf den Plan, das eine separate Kategorie in der Auseinandersetzung mit dem eigenen Ich darstellt⁶⁴; Es bildet das persönliche, auf Kommunikation und Interaktion angelegte, auch sensorische und emotionale Erfahrungen sammelnde und bewahrende ‚Erinnerungsalbum‘, die innere „Chronik“ eines Individuums, *das Tagebuch unseres Geistes* [...]. *Diese spezielle Erinnerungsbank definiert, wer wir sind.*⁶⁵

Dieser Sektor des Gedächtnisses, der erst im Erwachsenenalter voll entwickelt ist, funktioniert aber nicht wie ein gut sortierter Speicherraum, der chronologisch geordnete ‚Erinnerungspakete‘ aufbewahrt, vielmehr wie ein Fluidum oder ein ‚Film‘ bestehend aus Erinnerungsbruchstücken, die sich ständig in Bewegung, Veränderung, Umschichtung und Umwälzung befinden. Nicht nur das Gehirn als solches hat eine neuronale Plastizität, auch die Formierung autobiografisch-episodischer Erinnerung weist diese flexible Eigenschaft auf. Insbesondere dieser Teil des menschlichen Gedächtnisses birgt nämlich, auch in völlig gesundem Gehirnzustand, eine eklatant hohe Fehleranfälligkeit und ein erhebliches Veränderungspotential, das vom Zusammenspiel biologischer, psychologischer, sozialer und kultureller Einflussfaktoren

abhängt.⁶⁶ Forensische Glaubhaftigkeitsbegutachtungen wissen von Beschönigungen, Verdrängungen, Verzerrungen, dramaturgische Auf- und Abwertungen, inflationierte Phantasien, Quellenamnesien und Provenienzverwechslungen⁶⁷, nachträglich-illusionäre Bebilderungen, Autosuggestionen und Konfabulationen zu berichten.

Diese nachgelagerten ‚Neuformatierungen‘ sind mehr oder minder stark wirksame Begleitphänomene jeden Aufrufs autobiografischer Erinnerung. Die Aussagepsychologie hebt in diesem Zusammenhang auch darauf ab, dass sich nach herrschender Lehre erst nach etwa 3 ½ Jahren, d.h. nach endgültigem Austritt aus der präverbalen, durch unvollständige Gehirnentwicklung geprägten Entwicklungsphase der sog. infantilen Amnesie⁶⁸, überhaupt ein intellektuell verbalisierbares, identitäts- und persönlichkeitsstiftendes (Kleinkind-) Gedächtnis konstituiert. Dieses geht einher mit erheblichem Gehirnwachstum und der Entstehung eines Ich-Bewusstseins, eines sog. Selbst-Konzeptes. Unterhalb einer Schwelle von vier bis fünf Lebensjahren ist hingegen konkrete Erinnerung nur sehr schwach ausgeprägt; es fehlen in der Regel sog. Erinnerungsanker im Sinne von ‚Meilensteinen‘, die eine subjektive Chronologie memorierter Erlebnisse ermöglicht. Die Phase höchster Erinnerungsdichte (mit empirisch nachweisbaren Clustern zeitlicher Verdichtung in einem sog. *reminiscence bump*) liegt hingegen erst im Lebensabschnitt zwischen 10 und 20 Jahren und ist für die Formierung einer persönlichen Identität von grundlegender Bedeutung.⁶⁹

Erinnerungen sind – immer vorausgesetzt, dass sie nicht im oder unmittelbar nach dem Geschehenszusammenhang schriftlich oder bildlich fixiert worden sind – formbar und beeinflussbar, sowohl durch soziale Interaktion wie auch mittels bestimmter Abruftechniken. Diese können, das weiß die moderne Kriminalpsychologie längst, dazu führen, dass man sich Dinge vorstellen und imaginierte Vorgänge fälschlicherweise

63 Z.F. Shaw, Das trügerische Gedächtnis (wie Anm. 1), S. 12-13, S. 27-28; vgl. auch Hans J. Markowitsch / Angelica Staniloiu: Neuropsychologie und Hirnbildgebung des mnestischen Blockadesystems, in: Scheidt u.a. (Hg.), Narrative Bewältigung von Trauma und Verlust (wie Anm. 10), S. 52-56, bes. S. 55.

64 John Kotre: Der Strom der Erinnerung. Wie das Gedächtnis Lebensgeschichten schreibt. München 1998; Elizabeth Loftus / Steven J. Sherman u.a.: Imagination Inflation. Imaging a Childhood Event Inflates Confidence that It Occurred, in: Psychonomic Bulletin and Review, Bd. 3, 1996, Heft 2, S. 208-214 (<https://faculty.washington.edu/eloftus/Articles/Imagine.htm>); Hans J. Markowitsch / Harald Welzer: Das autobiografische Gedächtnis. Hirnorganische Grundlagen und biosoziale Entwicklung. Stuttgart, 2. Aufl., 2006, bes. S. 215-224.

65 Shaw, Das trügerische Gedächtnis (wie Anm. 1), S. 13.

66 Elizabeth Loftus: Falsche Erinnerungen, in: Spektrum der Wissenschaft, Ausg. 1/1998, S. 63-74.

67 Shaw, Das trügerische Gedächtnis (wie Anm. 1), S. 224-225.

68 Shaw, Das trügerische Gedächtnis (wie Anm. 1), S. 28-35.

69 Shaw, Das trügerische Gedächtnis (wie Anm. 1), S. 67-71.

für echte, am Ende selbst geglaubte Erfahrungen halten kann, die sich mit tatsächlich Erlebtem untrennbar vermischen.⁷⁰ Insbesondere Bilder und ihre Verbalisierung wirken sich noch nachträglich manipulativ oder tendenziell verschlechternd auf das Erinnernte aus, das bei jeder Vergegenwärtigung verändert wird.⁷¹

Bei jeder konkreten Erinnerung entsteht eine fiktionale Repräsentation, die ad-hoc-Komposition und Neucodierung einer Geschichte, ein neues, aber beileibe nicht endgültiges Narrativ, welches, nachdem es eine Zeitlang an der Oberfläche des Bewusstseins und der Kommunikation gestanden hat, wieder absinkt und schließlich auf eine Neuformierung wartet.⁷² Sinnstiftung und „Redaktion“ von Erinnerungen sind somit an posteriore Vorgänge gebunden: *Nachträglichkeit ist ein wesentlicher Bestandteil der menschlichen Zeitlichkeit, des In-der Zeit-Seins. Sie zeigt sich in einer Verzögerung oder Verschiebung, einer Vertagung von Sinngehalt und Signifikanz auf einen späteren Zeitpunkt, eben dann, wenn wir zurückschauen und den Dingen eine Bedeutung verleihen können.*⁷³

Rosemarie Koczÿ und das Wilkomirski-Syndrom

Die Frage, wie oft, wie tiefgreifend und von welchem tatsächlichen Erinnerungsanker aus dieser Prozess bei Rosemarie Koczÿ stattfand, ist nicht zu beantworten. Der minutiös entfaltete Erinnerungsreichtum der mehr als 1.100 Seiten umfassenden Koczÿ-Berichte fordert jedenfalls dazu heraus, diesen Fundus beim Wort zu nehmen. Doch diese Hyperfaktizität, die horrende und von Horrorgeschichten mehr als gesättigte Kumulation von Einzelepisoden erreicht bei Koczÿ eine kritische, in sich widersprüchlich werdende Masse, die eine Umkehrung und Verwandlung ins Unglaubwürdige bereits in sich trägt: Insbesondere die Holocaust-relevanten Passagen meiden nämlich genauere Angaben über Zeiträume, Zeitabläufe und Tagesdaten, stattdessen wirken sie wie Collagen und Kaskaden von Schrecknissen, bestehend aus Viehwagons, Stacheldraht, SS-Männern, Flammenwerfern, Tieffliegern, verkohlten Leichenbergen, Skeletten und anderen Elementen. Das wortreiche, exakte Gedächtnis, die Fülle memorierter Eindrücke, Bilder, Personen und Szenen sollen offenbar mittels ihres großen Volumens jeden Zweifel am Wahrheitsgehalt erdrücken – sie vermögen dennoch keine gesicherte Authentizität herzustellen.

Alles das führt eben nicht zu nachgewiesenen Ortsbelegenheiten und lokalisierbaren Ereignissen, sondern immer wieder in verwirrende und sich verirrnde Imaginationen, in posteriore Inszenierungen und nicht verifizierbare Sachverhalte. Allenfalls Annäherungen an tatsächlich Geschehenes und Überliefertes erscheinen möglich; das szenisch-filmische Moment, das die Erinnerungsforschung dem volatilen episodisch-autobiografischen Gedächtnis ohnehin unterstellt, lässt sich an vielen Stellen der Koczÿ-Erinnerungen entdecken. Man gewinnt den Eindruck, dass insbesondere die

über die vielfach in den handschriftlichen Memoiren verstreuten Handzeichnungen von Orten und Objekten eine nachträgliche Ikonographie dessen schaffen sollen, was konstitutiv für die Formierung der Erinnerungen war. Koczys KZ-Erinnerungen sind nicht nur im buchstäblichen Sinne kontrafaktisch und falsch, sondern auch zu umfangreich, zu ausgefeilt und zu stark bebildert, als dass sie – ohne dokumentarische Hilfsmittel wie Fotografien oder originäre Tagebuch-Aufzeichnungen – authentisch von einem fünfjährigen Kind aus der zweiten Hälfte des Zweiten Weltkrieges stammen könnten.

Wie die moderne Gedächtnispsychologie beschreibt, beruht die psychische Identität einer Person auch auf einem ‚gewebten‘ Teppich von Erinnerungsfragmenten, dessen Muster sich kontinuierlich verändern kann. Hiermit ist ein Langzeitprozess angesprochen, im Laufe dessen ‚Leitplanken‘ und ordnende Strukturen, welche die Grundvorstellung vom eigenen Ich und seiner Historie kanalisieren und konservieren, regelrecht verloren gehen können. In diesem Stadium siegt Fiktionalität über Historizität, ist die Grenze zur subtilen Erinnerungsverfälschung, zu suggestiv implantierten oder bewusst herbeigeführten Pseudo-Erinnerungen, falschen Identitäten, der Über-Identifizierung mit nicht-realen Rollen und Figuren, schließlich auch zum pathologisch-lügenhaftem Verhalten überschritten.⁷⁴ – auch das seit den 1980er Jahren veränderte Selbstbild Rosemarie Koczys lässt sich unter diesem Blickwinkel betrachten.



70 Vgl. hierzu Max Steller, bis zu seiner Emeritierung 2009 Professor für Forensische Psychologie am Institut für Forensische Psychiatrie der FU Berlin (Schwerpunkt seiner Arbeit ist die Glaubhaftigkeitsbegutachtung vor Gericht): *[Das Gedächtnis] sammelt Erfahrungen, es verdichtet, es produziert Prototypen und Schemata. Nur so kommen wir klar. Und so entstehen auch bei Zeugenaussagen allerlei Mischformen: Da kann eine Aussage zu einem Teil falsch sein aufgrund einer Scheinerinnerung, zu einem anderen Teil ist sie bewusste Unwahrheit. Die Scheinerinnerungen machen jedenfalls die Suche nach der Wahrheit noch schwieriger. Eine Aussage, die auf einer Scheinerinnerung beruht, ist gefühlte Wahrheit, sie ist nicht mehr durch ihre Qualität von einer wahren Aussage zu unterscheiden. Die aussagende Person hat ja alles, was sie berichtet, scheinbar erlebt, sie muss also nichts erfinden, sie kann sich auf ihre eigene „Erinnerung“ beziehen. Nur dass es nicht die eigene Erinnerung ist, sondern Gelesenes, Erzähltes, Vorgestelltes, im schlimmsten Fall Suggestiertes*, in: Frauke Hunfeld / Uli Hauser: Die Kunst der Lüge und wie man sie enttarnt, in: Stern, Ausg. vom 2.4.2016, online: <https://www.stern.de/panorama/stern-crime/die-kunst-der-luege-ein-gespraech-mit-psychologe-max-steller-6769256.html>.

71 Shaw, Das trügerische Gedächtnis (wie Anm. 1), S. 201, 205.

72 Vgl. hierzu Elizabeth Loftus: „Unser Gedächtnis arbeitet konstruktiv. Es arbeitet rekonstruktiv. das Gedächtnis funktioniert ein bisschen wie Wikipedia: Sie können es aufrufen und es verändern, aber andere können es auch“, zitiert nach Shaw, Das trügerische Gedächtnis (wie Anm. 1), vor S. 9.

73 Mark Freeman: „Nachträglichkeit“, traumatisch und nicht-traumatisch. Erinnerung, Erzählung und das Mysterium der Ursprünge, in: Scheidt u.a. (Hg.) Narrative Bewältigung (wie Anm. 10), S. 14-25, Zitat S. 15.

74 Hans Stoffels: Das Trauma als Faszinosum. Zur Psycho(patho)logie von Pseudoerinnerung und Pseudoidentität, in: Irene Diekmann / Julius H. Schoeps (Hg.): Das Wilkomirski-Syndrom. Eingebildete Erinnerungen oder Von der Sehnsucht, Opfer zu sein München 2002, S. 157-179.

Die Entdeckung bzw. Entlarvung von derartigen Scheinerinnerungen und darauf aufbauender, stets das Rampenlicht der Öffentlichkeit suchender Opferfiktionen, die die Verbrechen des Nationalsozialismus zum Hintergrund haben, löste in der Vergangenheit regelmäßig große Irritationen aus. Aus den letzten Jahren ist ein prominenter Fall zu nennen, der 2005 in Spanien an die Öffentlichkeit gelangte und erst kürzlich wieder in die Feuilletons geriet: Enric Marco⁷⁵, ehemals hochrangiger katalanischer Funktionär der links-anarchistischen Gewerkschaft *Confederación Nacional de Trabajo (CNT)*, hatte 1978 seine unter dem Titel *Memorias del Infierno* seine Autobiografie veröffentlicht.

Mit diesem Werk und seit diesem Jahr präsentierte er sich als ehemaliger anti-französischer Widerstandskämpfer, Gestapo-Häftling und Überlebender der KZ Flossenbürg bzw. Mauthausen, in denen er von 1943 bis 1945 inhaftiert gewesen sei. Vor diesem Hintergrund avancierte Marco zum rhetorisch gewandten und medienerfahrenen Zeitzeugen, der zahlreiche Gedenkreden, Zeitzeugen-Interviews und Erinnerungsvorträge hielt, um 2000 sogar zum Präsidenten des spanischen Vereins der KZ-Überlebenden (*Amical de Mauthausen*).

Indes gelang es dem spanischen Historiker Benito Bermejo, seines Zeichens Spezialist für spanische Häftlingsschicksale in NS-Konzentrationslagern, im Mai 2005, als in Spanien eine große öffentliche Gedenkfeier zum 60. Jahrestag der Befreiung des KZ Mauthausen anstand, diese Opferbiografie als falsche Identität und historisch-literarische Fiktion zu entlarven⁷⁶ – Marco musste, nach zunächst hinhaltenden Abwehrreaktionen, seine öffentlichen Funktionen aufgeben und gab schließlich zu, für ‚gute‘, heißt: antifaschistische Zwecke eine ‚noble‘ Lügengeschichte zum autobiografischen Narrativ gemacht zu haben.⁷⁷

Selbststigmatisierung und Selbstviktimisierung gehören zu den Begleitphänomenen dieser besonderen autobiografischen Vergangenheitsbewältigung, die auch narzisstische Persönlichkeitszüge enthalten kann.⁷⁸ Handelt es sich dabei um erfundene jüdische Schicksale, sprach die polemische Publizistik mitunter von „Kostüm-Juden“, in einem besonders schwerwiegenden Fall, von dem auch hier die Rede sein soll, sogar von „Holocaust-Travestie“.⁷⁹ Denn der mit Abstand prominenteste, ja als prototypisch zu bezeichnende Vorgang dieser Art war nämlich im deutschsprachigen Raum der Ende der 1990er Jahre aufbrechende Skandal um Benjamin Wilkomirski alias Bruno Dössekker.⁸⁰

Unter dem Verfassernamen Benjamin Wilkomirski veröffentlichte 1995 der zur Suhrkamp-Gruppe gehörende Jüdische Verlag das Werk „Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948“. Die Publikation, die im Stil einer Autobiographie verfasst war, beschrieb in fragmentierender Kompositionstechnik und hauptsächlich aus der Perspektive

eines kindlichen Ich-Erzählers KZ-Erlebnisse im von der Wehrmacht besetzten Lettland und Polen. Das Werk „Bruchstücke“ wurde in zwölf Sprachen übersetzt; manche Rezensenten konstatierten hohe literarische Qualität und verglichen den Autor mit Elie Wiesel, Anne Frank oder Primo Levi.

Der Autor selbst trat bei einschlägigen öffentlichen Veranstaltungen als Zeitzeuge und Holocaust-Experte auf, sei es vor Schulklassen, in den Medien oder bei wissenschaftlichen Veranstaltungen zum Holocaust und zu dessen Langzeit-Opferfolgen (etwa zur zerstörten Identität von Überlebenden, die seinerzeit noch im Kindesalter waren). Er gab Interviews und ließ sich in Fernsehdokumentationen porträtieren, zudem erhielt er für sein Werk drei Preise. Bei öffentlichen Auftritten präziserte er überdies vieles, was noch in Buchform ungesagt oder im Vagen geblieben war. So nannte er die Namen der Vernichtungslager, in denen er sich aufgehalten habe (Majdanek, Auschwitz und Zamosc), oder erwähnte, dass er selbst Opfer von Menschenversuchen durch SS-Mediziner geworden sei.

Im Spätsommer 1998 wurden Wilkomirskis Aussagen von Grund auf erschüttert. In einem Artikel vom 27. August in der Zürcher Wochenzeitung „Weltwoche“ behauptete der Schweizer Schriftsteller Daniel Ganzfried, selbst ein Sohn Überlebender des Holocaust, mit historisch-biografischen Argumenten, dass Wilkomirski in Wahrheit Bruno Grosjean heiße und der uneheliche Sohn der Schweizerin Yvonne Grosjean sei. Nach einem Aufenthalt im Waisenhaus in Adelboden (Kanton Bern) sei er vom Ehepaar Dössekker aus Zürich adoptiert worden; die Konzentrationslager kenne er nur als Tourist.⁸¹ Die Enthüllungen verursachten insbesondere im deutsch- und eng-

75 <http://www.zukunft-braucht-erinnerung.de/memorias-del-infierno-enric-marco-und-der-versuch-einer-kontrafaktischen-geschichte/>

76 Luis Gomez: El detective de Mauthausen Benito Bermejo es célebre por descubrir impostores en los campos nazis Nunca ha tenido un salario fijo como historiador, in: El País, Ausg. v. 5.5.2005, online: https://elpais.com/cultura/2015/05/04/actualidad/1430759743_000866.html (Zugriff am 19.2.2018).

77 Vgl. hierzu auch die literarisch-romanhafte Verarbeitung dieses biografischen Stoffes durch Javier Cercas: *Der falsche Überlebende*, Frankfurt/M. 2017.

78 Vgl. hierzu insbes. Wolfgang Heuer: *Das Wilkomirski-Syndrom. Ein Essay über das Erinnern, die Kultur der Selbstviktimsierung und gefälschte Holocaust-Biografien*; online unter: http://www.wolfgang-heuer.com/wp-content/uploads/heuer_wolfgang_wilkomirski.pdf.

79 Daniel Ganzfried: ... alias Wilkomirski. *Die Holocaust-Travestie*, Berlin, 2002; Willi Jasper: „Holocaust-Travestie“, falsche Identitäten und Grenzen der Zeugenschaft. Zur libidinösen Besetzung „des Juden“ nach 1945“, in: Klaus-Michael Bogdal u.a. (Hg.): *Literarischer Antisemitismus nach Auschwitz*, Stuttgart, Weimar 2007, S. 205-217.

80 Vgl. z. F. Benjamin Wilkomirski: *Bruchstücke. Aus einer Kindheit 1939–1948*, Frankfurt/M. 1995. Die folgenden Ausführungen folgen im Wesentlichen https://de.wikipedia.org/wiki/Benjamin_Wilkomirski (Zugriff am 19.2.2018).

81 Vgl. hierzu den Bericht von Gisela Blau: Mehr als nur die Wahrheit? Autor Daniel Ganzfried bezweifelt öffentlich die Identität von Benjamin Wilkomirski, in: „HaGalil.com – Jüdisches Leben online“ (unda-

lischsprachigen Sprachraum hohe Wellen. Wilkomirski und seine Unterstützer wiesen Ganzfrieds Angriffe zurück, dieser legte neue Fakten nach, während Wilkomirski seine eigene Darstellung nicht belegen konnte.

Des Weiteren sorgte der Zürcher Historiker Stefan Mächler für eine wissenschaftliche Abklärung des fraglichen Lebensbildes. Sein Gutachten, das er im Herbst 1999 den betroffenen Verlagen vorlegte (und das später Eingang in mehrere wissenschaftliche Beiträge fand⁸²), machte klar, dass die angeblichen Orte, Daten und Fakten der Autobiografie in wesentlichen Punkten den historischen Tatsachen widersprachen. Darüber hinaus konnte der Mächler gut belegen, auf welche Weise Wilkomirski bzw. Bruno Grosjean seine fiktive Lebensgeschichte über Jahrzehnte hinweg entwickelt hatte. Auslöser dafür könnte, so Mächler, eine mutmaßliche sog. *Recovered-Memory*-Therapie gewesen sein, die Dössekcker helfen sollte, verdrängte Erinnerungen wiederzuerlangen. Mächler stellte dabei die Hypothese auf, dass Wilkomirskis vermeintliche Erlebnisse in Polen mit Episoden und Begebenheiten aus seiner Schweizer Kindheit korrespondierten. So konnte er den Bauernhof, auf dem er als Kind gelebt hatte, bis ins kleinste Detail beschreiben. Der einzige Unterschied war, dass er sich in der Schweiz befand, nicht in Polen. Auch die von Dössekcker berichteten Misshandlungen hatten, wie Zeitzeugen bestätigten, wirklich stattgefunden, nur nicht in dem Kontext, an den er sich zu erinnern glaubte. Tatsächlich war es wohl die Pflegemutter gewesen, die gegen den jungen Bruno gewalttätig wurde.

Der Autor hatte – durchaus vergleichbar mit Rosemarie Koczý – konkrete, soll heißen: traumatische Kindheitserinnerungen in einem komplexen Prozess der Verschiebung, Umwälzung und Neukomposition von Gedächtnisinhalten in die Geschichte eines *child survivors* verwandelt – wie bewusst und geplant er dabei vorging, bleibt dahingestellt. Die unwiderrufliche Entlarvung Wilkomirskis löste von 1998 bis 2000 großes Echo in den Medien aus. Besonders heftig fielen die Reaktionen in Deutschland aus, wo der Fall auch dafür genutzt wurde, den Umgang mit der NS-Vergangenheit generell zu thematisieren. Die zunächst polemisch geführten Debatten machten erst allmählich einer wissenschaftlich fundierten Diskussion Platz, die es erlaubte, das Phänomen Wilkomirski in interdisziplinären Perspektiven zu erfassen und eine Fülle von Fachliteratur hervorzubringen: Pathologisches, Historisches und Literarisch-Künstlerisches gingen demnach unter dem Titel „Bruchstücke“ eine singuläre, jedenfalls sehr kreative Verbindung ein.⁸³

Resümee

Rosemarie Koczys memoriale Irrungen und Wirrungen weisen in die gleiche Richtung wie die Abwege, auf denen sich Dössekker bis 1998 befand. Koczý selbst gehörte zu den „Kriegskindern“, d.h. zur Alterskohorte der zwischen 1935 und 1950 Geborenen. Zum identitätsrelevanten Bedingungsgefüge dieser Generation zählte *unter anderem der Tod oder die Abwesenheit von Bezugspersonen, besonders der Väter, massive eigene oder phantasierte Gewalterfahrungen, ein existenzieller Mangel an ökonomischer, emotionaler und sozialer Versorgung und die Entwertung von familiären und gesellschaftlichen Vorbildern*.⁸⁴ Koczý gehörte damit zu den frühen Jahrgängen, die den demographischen Kern der „68er“ bilden sollten: Deren (gegen-) identifikatorische Hinwendung zu den – lange Zeit beschwiegenen und marginalisierten – Opfern nationalsozialistischer Verfolgung wurde grundlegend für die jüngere deutsche Erinnerungskultur; sie erfolgte meist in mentaler Opposition zu den eigenen Eltern, die man als Mittäter, Mitläufer oder Leugner wahrnahm.⁸⁵

Doch Koczý, die ja ab 1943 schwierige Kinderjahre erlebte, Monate lang auf ihre Mutter verzichten musste und ohne Vater aufwuchs, ließ es dabei nicht bewenden; ihre extreme Identifikation mit den Stereotypen von Kriegsschicksalen und NS-Verfolgten umfasste viel mehr. Sie war weder Jüdin noch Holocaust-Opfer, doch erfand sie sich mit eben diesem Identitätsschwindel völlig neu und suchte mit dieser Lebenslüge auf buchstäblich expressive Weise die Öffentlichkeit – vor allem mit ihren zahlreichen Bildwerken, in eingeschränktem Maße auch mit ihrem voluminösen Lebensbericht, der als fotomechanische Reproduktion handgeschriebener Manuskripte diversen Museen und Holocaust-Dokumentationszentren vorliegt. Ihre Opferbiografie, die sie auch in

tiert), online: <http://www.hagalil.com/schweiz/rundschau/inhalt/wilkomir.htm> (Zugriff am 19.2.2018); Leon de Winter: Die erfundene Hölle, in: DER SPIEGEL, Ausg. 40/2018, S. 230-233.

82 Stefan Mächler: Das Opfer Wilkomirski. Individuelles Erinnern als soziale Praxis, in: Diekmann / Schoeps (Hg.), Wilkomirski-Syndrom (wie Anm. 74), S. 28-85; ders.: Aufregung um Wilkomirski. Genese eines Skandals und seine Bedeutung, in: ebda. (wie Anm. 74), S. 86-131.

83 Vgl. z.F. Matiaz Martinez (Hg.): Der Holocaust und die Künste, Bielefeld 2004; Hanna Rhein: Verdächtige und verdächtige Biographien. Der Identitätsschwindler und seine Leser, in: Kursbuch 148 (2002): Die Rückkehr der Biografien, hg. von Ina Hartwig und Ingrid Kosunke, S. 138-148; Elena Lappin: Der Mann mit den zwei Köpfen, Zürich, 2002; Stefan Mächler: Der Fall Wilkomirski. Über die Wahrheit einer Biografie, München 2000; Alexandra Bauer: My private Holocaust – Der Fall Wilkomirski, in: Sic et Non. zeitschrift für philosophie und kultur im netz, Januar 2006, S. 2-37; Torben Fischer / Matthias N. Lorenz (Hg.): Lexikon der Vergangenheitsbewältigung in Deutschland. Debatten- und Diskussionsgeschichte des Nationalsozialismus nach 1945, Bielefeld, 2. Aufl., 2009, S. 303-304; Barbara Steiner: Die Inszenierung des Jüdischen. Konversion von Deutschen zum Judentum nach 1945, Göttingen 2015, hier S. 247-254.

84 Ulrike Jureit / Christian Schneider: Gefühlte Opfer. Illusionen der Vergangenheitsbewältigung. Stuttgart 2010, S. 26.

85 Jureit / Schneider, Gefühlte Opfer (wie vorige Anm.), S. 27.

Interviews und Presseberichten wiederholt preisgab, galt seit den späten 1980er Jahren als Hauptmotiv ihres Kunstschaffens. Die Aussagekraft ihres Werkes, das sie nie nur unter ästhetischen Gesichtspunkten beurteilt wissen wollte, koppelte sie stets an ihre einzigartige Kindheitsgeschichte, die derjenigen des fingierten Wilkomirski-Stoffes recht nahe kommt. Wie Dössekker kultivierte sie exakte und drastische Bilder ihres vermeintlich fotografisches Gedächtnisses,⁸⁶ unternahm Jahrzehnte später Reisen zurück an die vermuteten Orte des Geschehens⁸⁷ und mied wie er genauere Zeitangaben ihrer KZ-Leidensgeschichte.

Koczys Persönlichkeit trägt Züge eines verschobenen Selbstbewusstseins, das schon Stefan Mächler mit einiger Berechtigung Bruno Dössekker unterstellte:⁸⁸ *Als Jude ist er etwas Besonderes, Geheimnisvolles; als Überlebender Held, Weiser und Opfer; als Kinder-Überlebender der Unschuldigste aller Unschuldigen und deren Erbarmungswürdigster. Die dunkle und daher im Verdacht der Schädigkeit stehender Herkunft hat sich in eine durch Leiden nobilitierte Genealogie verwandelt, die undurchschaubaren Nöte einer materiell privilegierten Existenz in das Martyrium des Jahrhunderts. An die Stelle der familiären Ablehnung tritt die liebende Umarmung durch die Welt, an die Stelle einer durchschnittlichen Berufslaufbahn die bewundernde Anerkennung als Experte des Unsagbaren. Das Empfinden eigener Gewöhnlichkeit weicht der Euphorie weltgeschichtlicher Bedeutung; und wo vormals ein von Auflösung bedrohtes Ich war, enthüllt sich das tief verletzte Antlitz der Menschheit.*

Offenbar entwickelt der Rekurs auf das Eingebildet-Jüdische eine besondere Stimulans. Der französische Philosoph Alain Finkielkraut, Sohn eines polnisch-jüdischen Lederhändlers, der das Vernichtungslager Auschwitz überlebt hatte, hat 1992 in einem polemischen Essay diese Prozedur mentaler Melioration sogar auf Nachgeborene von Holocaust-Überlebenden gemünzt; auch Rosemarie Koczý dürfte von diesem inneren Prozess profitiert haben:⁸⁹ *Mit dem Judentum war mir das schönste Geschenk zuteil geworden, das sich ein dem Völkermord nachgeborenes Kind erträumen konnte. Ich erlebte ein Leid, das ich nicht erfuhr. Vom Verfolgten übernahm ich die Rolle, ohne seine Unterdrückung zu erleiden. In aller Ruhe konnte ich ein außergewöhnliches Schicksal genießen. Ohne mich einer realen Gefahr auszusetzen, hatte ich das Format eines Helden. Ich brauchte nur Jude zu sein, um der Anonymität eines austauschbaren Daseins und der Plattheit eines ereignislosen Lebens zu entgehen. Natürlich war ich nicht gegen Niedergeschlagenheit gefeit, aber ich genoss gegenüber den anderen Kindern meiner Generation einen beträchtlichen Vorteil: die Möglichkeit, meine Biographie zu dramatisieren.*

Koczý webte, möglicherweise vor diffusem Hintergrund ‚verschwommener‘ und ‚umgeleiteter‘ Recklinghäuser Kindheitserinnerungen, Jahre lang an einer frei erfundenen Jugendlegende, an der Geschichte einer eingebildeten Kindheit. Ihr späteres Leben fand in ihrer Kunst eine tiefe Sinngebung, die ‚Aufarbeitung‘ ihrer frühen Lebensgeschichte

verliert sich jedoch in faktenfreien Irrwegen dessen, was sie ihre Vergangenheit nannte. Ein Geschäftsmodell, das nicht nur zu einer selbstviktimsierten Ich-Erhöhung, sondern auch zu einer Marktwertsteigerung ihrer Kunst geführt haben könnte, hat sie daraus aber nicht entwickelt. Ihre Motive scheinen hauptsächlich nach Innen gerichtet, sie bleiben letztlich im Dunkeln. Die vorgefundene Geschichte hat etwas zutiefst Tragisches, für Koczÿ selbst hatte die fiktionale Bewältigung ihrer Kindheit möglicherweise sogar etwas Heilendes – der Aufschrei aus einer qualvoll erlebten Kindheit ist jedenfalls deutlich zu hören.



Abb. 3: Symposium über Rosemarie Koczÿ in der Städtischen Kunsthalle Recklinghausen, November 2017; von l. n. r.: Georg Möllers, Matthias Kordes, Andreas Golinski und Hans-Jürgen Schwalm.

Foto: Luitgard Nolte

86 Wilkomirski, *Bruchstücke* (wie Anm. 80), S. 7.

87 Wilkomirski, *Bruchstücke* (wie Anm. 80), S. 143.

88 Vgl. z.F. Mächler: *Das Opfer Wilkomirski* (wie Anm. 82), S. 68-69.

89 Vgl. z.F. Alain Finkielkraut: *Der eingebilddete Jude*, München / Wien 1982, Zitat S. 15.



Rosemarie Koczý, Februar 2006, Tusche auf Papier, 35,7 x 27,3 cm

